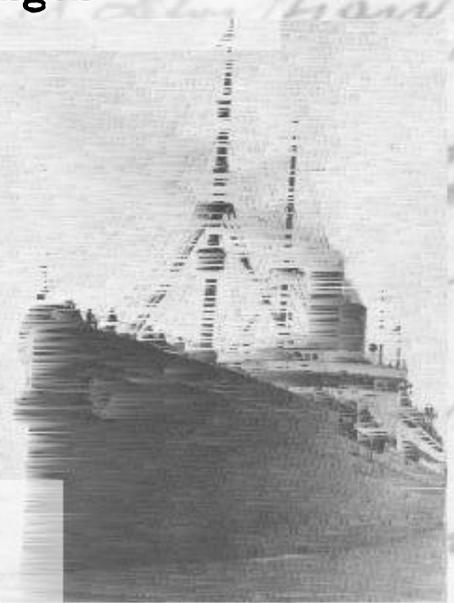


Jens Kemper

# Amerikaauswanderer aus Ostwestfalen

## 1840 - 1914

### Hintergründe und Wahrnehmungen



Staatsexamensarbeit

vorgelegt  
zur Ersten Staatsprüfung  
für das Lehramt  
Sekundarstufe I und II  
im Fach Geschichte

Prüfer  
Prof. Dr. Willibald Steinmetz

Bielefeld am 17. Mai 2004

Jens Kemper  
Engersche Strasse 171  
33611 Bielefeld  
gall\_oglaigh@yahoo.de

## Danksagung zur 2. Auflage

An dieser Stelle möchte ich mich bei all denen bedanken, die die Entstehung dieser Arbeit erleichtert und gefördert haben. Zu aller erst ist hier Willibald Steinmetz zu nennen, ohne dessen professoralen Rat und antreibende, kritische Offenheit die Arbeit gar nicht erst richtig ins Rollen gekommen wäre. Ferner wurden einige Änderungen in der 2. Auflage, insbesondere das Kapitel II.5, durch seine umfangreiche kritische Reflexion angeregt, die der Abgabe der Arbeit folgte.

Des Weiteren sind die Anregungen und Gespräche mit Heinz-Ulrich Kammier und Wilhelm Niermann aus dieser Arbeit nicht wegzudenken. Die Erläuterungen beider zu dem von Ihnen bearbeiteten Material waren eine große Hilfe und Ihr Entgegenkommen mir gegenüber ermöglichte ein vertieftes Verständnis der Hintergründe der Quellen.

Bei der Korrektur der Arbeit konnte ich auf außergewöhnlich hilfsbereite Freunde zurückgreifen, dafür danke ich Jens Stegmann, Petra Willmann, Thomas Focken, Mareike Focken, Laila Haupt und Maja Kandzorra. Ihnen ist es zu verdanken, wenn die Leser dieser Arbeit zuweilen tatsächlich verstehen, was der Autor ihnen mitzuteilen gedachte.

Schließlich möchte ich auch meinen Eltern, Freunden und Mitbewohnern danken, die mich während des Studiums im Allgemeinen und während der Examensarbeit im Besonderen immer wieder unterstützt, gefördert und wenn nötig auch abgelenkt haben.

Jens Kemper, November 2005

| Inhalt:  | Seite:    |
|--|-----------|
| <u>I. Einleitung</u>   | <u>4</u>  |
| <u>II. Einführung in die historische Migrationsforschung</u>           | <u>8</u>  |
| 1. Transatlantische Migration im 19. Jahrhundert                       | 8         |
| 2. Deutsche Auswanderung und die Bedeutung für die Region              | 13        |
| 3. Literaturkritik   | 18        |
| 4. Quellenkritik   | 25        |
| 5. Zur praktischen Auswertung der Briefquellen                         | 29        |
| <u>III. Vom westfälischen Heuerlingshaus bis zur Farm in Amerika:</u>  | <u>31</u> |
| <u>Die Reise der Migranten</u>   |           |
| 1. Ursachen und Hintergründe der ostwestfälischen Auswanderung         | 31        |
| 2. Der Stein des Anstoßes: Konkrete Auswanderungsanlässe               | 38        |
| 3. Die Reise   | 44        |
| 4. In der Neuen Welt: Der Aufbau einer neuen Existenz                  | 52        |
| <u>IV. Orientierung und Organisation der westfälischen Auswanderer</u> | <u>55</u> |
| <u>in den Vereinigten Staaten</u>                                      |           |
| 1. Sprachliche Hinweise auf Anglisierung in den Auswandererbriefen     | 55        |
| 2. Funktion und Ausmaß der Migranten-Netzwerke                         | 60        |
| <u>V. Was von der 'Heimat' übrig blieb:</u>                            | <u>66</u> |
| <u>Die Rolle transatlantischer Familien</u>                            |           |
| 1. Heimatforschung   | 66        |
| 2. Beheimatungsstrategien der Auswanderer                              | 71        |
| 3. Transatlantische Familienstruktur                                   | 79        |
| 4. Rückwanderung und Scheitern   | 86        |
| <u>VI. Schlussbetrachtungen</u>  | <u>90</u> |
| <u>VII. Literaturverzeichnis und Anhang</u>                            | <u>94</u> |

## I. Einleitung

“Mein herzgeliebte Vater Bruder und Schwigerin, mein gedanke bewegt mich dazu, an euch zu schreiben, dieweil es schon einne ziemligezeit her ist das ich von euch nicht gehört habe. nun hoffe ich, das ihr diesen Brief auch bekommt, den sie sagen hier da täten gar keine Briefe gen weil der Böse krieg da so starkwäre. Aber ich hatte keine ruhelänger.”<sup>1</sup>

Schon diesen ersten Worten lässt sich entnehmen, dass der Autor<sup>2</sup> dieser Zeilen offenbar von seiner Familie getrennt ist und die Unwissenheit über deren Befinden einen wichtigen Grund für dieses Schreiben darstellt. Diesen Brief schrieb Margarethe Winkelmeier am 6. Dezember 1870 an ihre Eltern in Arrenkamp, einem kleinen Ort im Norden des Kreises Lübbecke. Das Besondere an diesem Schriftstück ist die Entfernung, die zwischen Absender und Adressat lag; es handelt sich hierbei um einen von schätzungsweise etwa 100 Millionen privaten Briefen, die zwischen 1820 und 1914 zumeist von Auswanderern aus den USA nach Deutschland geschickt wurden.<sup>3</sup> Diese Emigranten waren Teil einer außergewöhnlich umfangreichen Migration, die im 19. Jahrhundert die Gesellschaften Europas und Amerikas essentiell beeinflusste. Auch aus dem Gebiet des heutigen Ostwestfalen emigrierten zahlreiche Menschen nach Übersee, vorzugsweise in die Vereinigten Staaten von Amerika. In dieser Arbeit sollen die Hintergründe und Wahrnehmungen dieses historischen Prozesses dargelegt werden. Hierbei soll der Schwerpunkt auf die Auswanderer selbst als historische Personen gelegt werden. Um einem solchen Anspruch gerecht zu werden, basiert diese Arbeit auf der Auswertung von Auswandererbriefen. Sie stellen eine Quellengattung dar, die einen exemplarischen Einblick in die Umstände und Ursachen zahlreicher Auswanderungen zu geben vermag. Insbesondere die Wahrnehmung der Migration und ihrer Folgen durch die Auswanderer selbst lässt sich durch die Briefe beschreiben; dies soll Hauptaufgabe der vorliegenden Studie sein.

Dem Autor dieser Arbeit ist bewusst, dass die Beschäftigung mit der eigenen Herkunftsregion, häufig als ‚Heimat‘ bezeichnet, besondere Chancen und Risiken

---

<sup>1</sup> Margarethe Winkelmeier am 6.12.1879, Band I, S. 70. Ist im Nachweis kein Adressat vermerkt, so wurde der Brief für die engere Familie (Eltern oder Geschwister) geschrieben. Zur weiteren Zitierweise, siehe Anm. 71.

<sup>2</sup> Die männlichen Ausdrucksformen sollen aus Gründen der Lesbarkeit im Folgenden beide Geschlechter einbeziehen. Geschlechtsspezifische Angaben werden bei Bedarf als solche gekennzeichnet.

<sup>3</sup> Helbich, Wolfgang (Ed.), Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830 - 1930, München 1988, S. 32.

birgt.<sup>4</sup> Dieser Gefahr soll zum einen die bewusste Beachtung dieses Problems entgegengesetzt werden, um das Hinterfragen bestimmter Geschichtsbilder zu ermöglichen. Es ist zum anderen auch die Überzeugung des Autors, dass die kritische Auseinandersetzung nicht zuletzt mit seinen eigenen - zum Teil unbewussten - Vorstellungen von historischen Zusammenhängen eine potentiell lohnende Herausforderung darstellt. Sich dieser zu stellen kann sowohl für ihn selbst als auch für die historische Forschung von Nutzen sein. Eine gewisse notwendige Grunddistanz ergibt sich ferner durch den zeitlichen Abstand zu den Ereignissen und Personen. Trotz all dieser Maßnahmen lässt sich kaum leugnen, dass die Studien der Lebensläufe, Schicksale und Eigenarten der Auswanderer bisweilen eine gewisse emotionale Regung im Betrachter hervorrufen. Dies gilt insbesondere, wenn jener in gewisser Weise eigene Erfahrungen mit Migration gemacht hat. Es ist die Hoffnung des Autors, dass sich die Perspektive dieser Arbeit dadurch nicht verengt, sondern vielmehr der Blick auf spezifische Probleme und Aspekte der Migration besonders geschärft wird.

Dieser Arbeit liegt die Auswertung von fast 300 Auswandererbriefen von über 100 Emigranten zugrunde, die vornehmlich aus dem Kreis Lübbecke im Norden Ostwestfalens stammten. Diese Quellen wurden bezüglich der Rahmendaten der Autoren und der Briefe selbst analysiert und auf Ihre Aussagekraft im Hinblick auf verschiedene Fragen untersucht. Zu diesem Zweck wurde jeder Briefserie jeweils eines Autors ein Formblatt zugeteilt, das die weitere Spezifizierung der Fragestellungen erlaubte.<sup>5</sup> Die Ergebnisse dieser Untersuchung bilden den Rahmen für die Kapitel III, IV und V.

Der Analyse der Auswandererbriefe vorangestellt bietet Kapitel II eine grundlegende Einführung in die Migrationsthematik, die Besonderheiten der historischen Migrationsforschung sowie die Quellenlage. Es wurde in bezug auf die thematische Einführung auf die ausführliche Darstellung des Phänomens Migration Wert gelegt. Dies beinhaltet die schrittweise Entwicklung der regionalen Besonderheiten aus dem umfassenden Zusammenhang globaler Migrationsbewegungen. In diesem Zusammen-

---

<sup>4</sup> Vgl. zu diesem Problem Kamphoefner, Walter D. Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert, Münster 1982, S. 21, Diner, Hasia R. History and the Study of Immigration. Narratives of the Particular, in: Brettell, Caroline B. und James F. Hollifield (Ed.), Migration theory. Talking across disciplines, New York 2000, S. 37.

<sup>5</sup> Siehe Anhang, Nr. 1a und 1b.

hang erfolgt eine detaillierte Abgrenzung der lokalen und temporalen Rahmensetzungen dieser Arbeit

Kapitel III stellt sich der Aufgabe, die eigentliche Migrationserfahrung des Auswanderers nachzuzeichnen. Dabei werden die verschiedenen Phasen des Prozesses chronologisch dargestellt. Einer Beschreibung der Ursachen der Emigration folgen die Stationen der Migration vom Auswanderungsentschluss über die Reise bis zur Ankunft. Den dadurch gegebenen Transformationsprozess in seiner Geschlossenheit darzustellen und seine Auswirkungen auf die Migranten zu untersuchen ist ein wichtiger Ansatzpunkt dieser Arbeit im Allgemeinen und dieses Kapitels im Besonderen. Aufgrund der Betonung des Einwanderungslandes in den folgenden beiden Kapiteln soll jedoch der Darstellung der Ausgangssituation der Migranten besonderes Gewicht verliehen werden. Dieses Kapitel stützt sich nur bedingt auf die Ergebnisse der Arbeit mit den Auswandererbriefen, da diese nur selten auf die Zeit vor der Emigration oder die Auswanderung selbst eingehen.

Das darauf folgende Kapitel wird zwei wichtige Aspekte der Eingliederung der Migranten in die Aufnahmegesellschaft beschreiben. Zum einen lag durch Form der benutzten Quellen die Untersuchung der sprachlichen Anpassung der Briefautoren nahe. Des Weiteren soll dem Prinzip der Vernetzung von Auswanderern nachgegangen werden, dass sich in der transatlantischen Kommunikation deutlich widerspiegelt. Es wird schließlich der Frage nachgegangen, inwieweit die Einbeziehung der Auswanderer in Netzwerke das Sicherheitsempfinden der Migranten beeinflusste.

In der aktuellen Forschung wird besonders in bezug auf die Migrationsproblematik eine interdisziplinäre Herangehensweise eingefordert.<sup>6</sup> Diesem Anspruch soll in dieser Arbeit Rechnung getragen werden. In der Hoffnung, dass die Forschungsergebnisse anderer Disziplinen die historischen Einblicke zu vertiefen vermögen, sollen die Ergebnisse der Heimatforschung in Kapitel V integriert werden. Die wissenschaftliche Untersuchung des Heimatbegriffes ist ihrerseits selbst ein interdisziplinäres Forschungsfeld. In der Annahme, dass auch die Auswanderer des 19. Jahrhunderts ein Bedürfnis nach ‚Heimat‘ hatten, soll insbesondere ihre Beziehung zu den ‚zu Hause‘ gebliebenen Verwandten, insbesondere dem engeren Familienkreis

---

<sup>6</sup> Moltmann, Günter, Auswanderungsforschung als interdisziplinäre Aufgabe, in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 9f.

untersucht werden. Aus dieser Formulierung wird deutlich, dass der Heimatbegriff hierzu einer Klärung bedarf. Die Aufgabe dieses Kapitels wird sein, der Frage nach der individuellen Kompensationsleistung nachzugehen, welche die Eingewöhnung in eine neue Umgebung mit sich brachte. Ist auch der Erfolg solcher Bemühungen schwer zu beurteilen, so lassen sich doch mit Hilfe psychologischer Forschungsergebnisse einige Strategien der Auswanderer aufzeigen.

## II. Einführung in die historische Migrationsforschung

### 1. Transatlantische Migration im 19. Jahrhundert

Ein wichtiger Aspekt wissenschaftlichen Arbeitens ist es, Sachverhalte und Zusammenhänge in einem besonderen Blickwinkel zu betrachten, das Ganze nach einem bestimmten Muster zu ordnen. In der Geschichtswissenschaft lässt sich beispielsweise die gesamte Weltgeschichte unter dem Aspekt der Geschlechterbeziehungen oder des Einflusses von Gewalt auf historische Entwicklungen gewinnbringend darstellen, gliedern und interpretieren. Mit einem solchen Blick für die *longue durée* kann man die Geschichte der Ostwestfälischen Amerikaauswanderung in eine übergeordnete Geschichte der Migration eingliedern.<sup>7</sup> Die Geschichte der Menschheit ist von zahlreichen Wanderungsbewegungen gekennzeichnet. Diese beginnen mit der Ausbreitung des Menschen von Afrika und dem Nahen Osten ausgehend, ziehen sich in Form von Stammes- und Völkerwanderungen durch Antike und Mittelalter und bleiben bis in die jüngere Geschichtsschreibung ein begleitendes Moment der Geschichte.

Auch im Europa der frühen Neuzeit gab es immer wieder große Migrationsbewegungen, so zum Beispiel die Flucht oder Vertreibung religiöser Minderheiten wie den Hugenotten aus Frankreich oder den Juden und Moriskanen aus Spanien, aber auch ökonomisch motivierte Wanderungsbewegungen wie die Ansiedlung Deutscher im südlichen Russland.<sup>8</sup> Selbst die Weltmeere waren keine unüberwindbaren Hindernisse mehr; zu Beginn des 19. Jahrhunderts zogen sich Kolonien europäischer Einwanderer entlang der Küsten von Australien, Nord-, Mittel- und Südamerika. Rein demographisch betrachtet könnte man die Kolonien in Amerika auch als afrikanische bezeichnen: Den circa 3 Millionen Europäern, die zwischen 1500 und 1850 in Amerika einwanderten, standen etwa 10 Millionen Sklaven gegenüber, Überlebende der gewaltsamen Verschleppung aus dem Südwesten Afrikas. Allerdings wuchs die europäisch-stämmige Bevölkerung bis 1800 auf 13 Millionen an, während die Sklaven sich nur in Nordamerika vermehren konnten und ihre Zahl in Mittel- und Südamerika nur durch neue Sklavenimporte gehalten werden konnte. Sie waren in den

<sup>7</sup> Vorzügliche und äußerst aktuelle Einführungen in die Migrationsgeschichte bieten Bade, Klaus J., Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000 und Hoerder, Dirk, Migration in the Atlantic Economies: Regional European Origins and Worldwide Expansion, in: Hoerder, Dirk und Leslie Page Moch (Ed.), European migrants. Global and local perspectives, Boston, Mass. 1996, S. 21 - 51.

<sup>8</sup> Vergleiche hierzu Hoerder in: Hoerder, Migrants, Seite 22 – 34.

Amerikanischen Kolonien an der Erschließung der „Neuen Welt“ zweifellos maßgeblich beteiligt, obwohl Kultur und Sprache von den Europäern bestimmt wurden.<sup>9</sup>

Was den Titel dieser Arbeit betrifft, so ist der Begriff Auswanderer streng genommen schon eine Beschränkung der Betrachtungsweise, die keinesfalls in ihrer vollen Konsequenz in dieser Arbeit übernommen werden soll. Um die Trennung der Perspektiven, die Unterscheidung in Einwanderer und Auswanderer zu vermeiden, die eine umfassende Darstellung des Migrationsprozesses erschwert, schlägt Frank Thistlethwaite in seinem denkwürdigen Vortrag aus dem Jahr 1960 die Bezeichnung *Migranten* oder zu Deutsch *Wanderer* vor.<sup>10</sup> Eine Rechtfertigung erhält die Wahl des Begriffs Amerikaauswanderer jedoch, wenn man den Blick insbesondere auf die Rezeption der dieser Arbeit zu Grunde liegenden Briefe lenkt, schließlich ist dies die Eigenschaft, welche die Quellengattung der Auswandererbriefe auszeichnet und definiert. Ohne Thistlethwaites überaus wichtigen Gedankengang zu ignorieren, sollen aus Gründen der Lesbarkeit sowohl der Begriff *Migranten* als auch *Ein- und Auswanderer* (Im- bzw. Emigranten) benutzt werden, stets in dem Bewusstsein, dass der betreffende Mensch immer alle drei Begriffe in sich vereint. Ferner kann ein perspektivischer Begriff gelegentlich die betreffende Phase des Migrationsvorgangs hervorheben.

Migrationsbewegungen, die kontinuierlich und über einen längeren Zeitraum stattfanden, ließen in den entstehenden oder veränderten Zielgesellschaften Netzwerke entstehen. Einwanderer, die sich eingewöhnt hatten, verhalfen den Neuankömmlingen zu mehr Sicherheit und ließen den Übergang milder erscheinen, verschafften soziale und familiäre Kontakte und halfen in Krisenzeiten. Im Gegenzug konnten aus diesen Systemen Information und ökonomische Mittel in die Herkunftsregionen zurück fließen. Solche *Migrationssysteme* oder *-räume*, bestehend aus Herkunfts- und Zielregionen, bestimmten die Wanderungslinien entlang der Meere und Kontinente im 19. Jahrhundert.<sup>11</sup>

---

<sup>9</sup> Emmer, Pieter C., Migration und Expansion vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum europäischen Massensexodus in: Bade, Klaus J. (Ed.), Themenheft Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter. Vorträge auf dem Deutschen Historikertag in Halle a. d. Saale, 11. September 2002, Osnabrück 2002, S. 98, weitere 11 Millionen wurden zwischen 1700 und 1850 innerhalb Afrikas und in Amerikanische Länder verschleppt, ebd., S. 97.

<sup>10</sup> Thistlethwaite, Frank, Migration from Europe Overseas in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: Vecoli, Rudolph J. and Suzanne M. Sinke, A Century of European Migrations, 1830 - 1930, Urbana 1960 / 1991, S. 22.

<sup>11</sup> Vergleiche Hoerder, Dirk, Europäische Migrationsgeschichte und Weltgeschichte der Migration: Epochenzäsuren und Methodenprobleme, in: Bade, Klaus J. (Ed.), Themenheft Migration in der euro-

Die Auswanderung europäischer Siedler und Arbeiter nach Amerika und der Sklavenhandel für den amerikanischen Markt waren zwei der transkontinentalen Migrationssysteme, aber nicht die einzigen. Eine weitere große Migrationsbewegung ausgehend von Europa war die Erschließung der östlichen Territorien Russlands, insbesondere des südlichen Sibiriens. Allein zwischen 1880 und 1914 wanderten etwa 10 Millionen Menschen in die unbewohnten oder dünn besiedelten Gebiete des russischen Ostens, ein Prozess, der mit Hilfe der Eisenbahn am Ende des 19. Jahrhunderts einen neuen Höhepunkt fand.<sup>12</sup>

Doch es war gerade die Migration über das Wasser, welche die Migrationsgeschichte des 19. Jahrhunderts maßgeblich prägte. Auch das vierte zu erwähnende Migrationssystem nutzte diesen Transportweg, ist allerdings räumlich schwer zu fassen. Es handelt sich hierbei um die Migration vornehmlich indischer und chinesischer Kontraktarbeiter. Auf der Suche nach Arbeit migrierten sie nicht nur nach Amerika, sondern auch in andere Teile der Welt, wie zum Beispiel nach Indonesien. Besonders die Chinesen wurden vor allem am Anfang bezüglich der Arbeitsverträge stark unter Druck gesetzt und bisweilen sogar gezwungen, für die indischen Migranten trifft dies weniger zu. Dieser Zwang ist die Ursache dafür, dass diese Form der Migration als eine neue Art der Sklaverei bezeichnet wurde und zuweilen noch bis heute wird.<sup>13</sup>

Von all diesen Migrationssystemen im 19. Jahrhundert ist aber das europäisch-atlantische das, welches mit Abstand die meisten Menschen von einem Kontinent zu einem anderen bewegt hat. Wie hoch jedoch die Zahlen der Auswanderer im Beobachtungszeitraum, also der Zeit zwischen 1840 und 1914, genau sind, ist schwer zu ermitteln. Es mutet leicht an, gerade die Übersee-Migranten über die Passagierlisten der Schiffe in den Häfen aufzuspüren, die Listen in den Auswanderungshäfen und der Einwanderungsbehörden der Zielländer weichen jedoch oftmals beträchtlich voneinander ab. Diese Differenzen können beispielsweise an dem unterschiedlichen Verständnis des Begriffes Auswanderer liegen oder in der Praxis mancher ame-

---

päischen Geschichte seit dem späten Mittelalter. Vorträge auf dem Deutschen Historikertag in Halle a. d. Saale, 11. September 2002, Osnabrück 2002, S. 143

<sup>12</sup> Vgl. Hoerder in: Bade (Ed.), Themenheft, S. 148f.

<sup>13</sup> Vergleiche Emmer in: Bade (Ed.), Themenheft, S. 98 – 103 und Hoerder in: Bade (Ed.), Themenheft Migration: Karte 4, S. 147: „Weltweite Migrationsregionen im 19. Jahrhundert“.

rikanischer Länder gründen, an Stelle nationaler Zugehörigkeit in den Zielländern mitunter nur die Muttersprache der ankommenden Passagiere zu erfassen.<sup>14</sup>

Alles in allem lässt sich die Zahl der europäischen Amerikaauswanderer in etwa auf 55 bis 65 Millionen schätzen, wobei allerdings nur circa 40 bis 55 Millionen tatsächlich blieben, die übrigen rund 20 Prozent der Amerikafahrer kehrten vor allem gegen Ende des Beobachtungszeitraums wieder nach Europa zurück oder nutzten die transatlantischen Migrationsrouten von Anfang an lediglich zum Zweck zeitlich begrenzter Arbeit in Amerika.<sup>15</sup>

Im 19. Jahrhundert ermöglichte technischer Fortschritt, in wenigen Wochen oder Tagen solche Entfernungen verhältnismäßig einfach zu überbrücken, die zuvor nur unter enormen ökonomischen und physischen Anstrengungen zu überwinden waren. Segelschiffe, die Rohstoffe aus den Kolonien nach Europa brachten, konnten durch Einbau von Zwischendecks große Mengen von Auswanderern transportieren und machten die Rückfahrt nach Amerika zu einem zunehmend lukrativen Geschäft für die Reedereien. Die Erfindung der Dampfmaschine brachte nicht weniger als eine Revolution des Verkehrswesens sowohl zu Wasser als auch zu Lande mit sich. Unterstützt wurde das hohe Aufkommen an transatlantischem Warenaustausch durch Handelsöffnungen vor allem Großbritanniens, aber auch beispielsweise Preußens. Das dadurch entstehende Transportangebot machte die Überfahrt im Verlaufe des Jahrhunderts immer attraktiver, zumal die legislativen Bedingungen beiderseits des Atlantiks, die Auswanderungsfreiheit in Europa und das Fehlen später aufkommender Restriktionen in Amerika dieses noch unterstrichen.<sup>16</sup>

Dass diese technischen Möglichkeiten tatsächlich genutzt wurden, lag an der hohen Nachfrage nach Überfahrten aus Europa in die Kolonien. Der europäische Kontinent wurde wie schon so oft zuvor auch im 19. Jahrhundert von Ernährungskrisen und Hungersnöten heimgesucht. Diese waren allerdings nur selten und lediglich zu Beginn des Jahrhunderts für Auswanderung ausschlaggebend, mit der folgenreichen und tragischen Ausnahme der *Great Famine* im Irland der 1840er Jahre. Im Gegenteil stieg die Bevölkerung Europas von 1750 bis 1850 von 62 Millionen auf fast das

---

<sup>14</sup> Vgl. Nugent, Walter, Crossings. The great transatlantic migrations, 1870 - 1914, Bloomington 1992, S. 41 und Bade, Europa, S. 140.

<sup>15</sup> Bade, Europa, S. 142.

<sup>16</sup> Bade, Europa, S. 133 - 136.

Doppelte, 116 Millionen, wodurch nunmehr ein enormer Bevölkerungsdruck auf den alten Agrarstrukturen lastete.<sup>17</sup> Hinzu kamen ökonomische Veränderungen, insbesondere die fortschreitende Industrialisierung des Kontinents, in deren Schatten diejenigen ihre Existenzgrundlage schwinden sahen, die den fundamentalen Umbrüchen des Wirtschafts- und Sozialsystems nicht folgen konnten oder wollten. Tagelöhner und Heimarbeiter betrachteten die Auswanderung nunmehr als Option, wenn in ihren ländlichen Herkunftsregionen wirtschaftliche Veränderungen schneller die bestehenden Strukturen auflösten als sie, so es denn überhaupt dazu kam, neue Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten schufen.<sup>18</sup>

Den zunehmend schlechter werdenden Bedingungen in Europa standen die Möglichkeiten gegenüber, die sich denen, die den Sprung wagten, in den scheinbar endlosen Weiten der jungen Nationen des Westens boten. Viele Heuerlinge und so manche Kinder zumeist kleinerer und mittlerer Bauern, die in bezug auf das Erbe unberücksichtigt geblieben waren, träumten von einer eigenen Hofstelle. Diese schien in Amerika und ganz besonders in den Vereinigten Staaten den Auswanderern geradezu in den Schoß zu fallen. Aber auch wenn die Auswanderungswilligen der Alten Welt gut genug informiert waren um auch die Gefahren und Probleme der Auswanderung zu berücksichtigen, auch wenn im späteren Verlauf des Jahrhunderts der Erwerb einer eigenen Farm in Amerika zunehmend schwieriger, kostspieliger und unwahrscheinlicher wurde, so war doch der Bedarf der jungen amerikanischen Nationen an Kolonisten und besonders an Arbeitskräften nahezu ständig ungedeckt.<sup>19</sup>

Allerdings sind diese Faktoren, diese Einschränkung muss an dieser Stelle unternommen werden, nur ein Trend, mit dessen Darstellung man die Ursachen der großen Migrationswellen im 19. Jahrhundert lediglich umreißen kann. Die tatsächlich ausschlag gebenden Gründe, warum ein Mensch seinen Besitz letztendlich verkaufte und sein Dorf verließ, während sein Nachbar vielleicht erfolgreich versuchte sich den neuen Lebensumständen anzupassen, sind individuell sehr unterschiedlich und in ihrer Gesamtheit und ihrem Einfluß nicht genau zu bestimmen. Hier müssen neben

---

<sup>17</sup> Moch, Leslie Page, *The European Perspective: Changing Conditions and Multiple Migrations, 1750 – 1914*, in: Hoerder, Dirk und Leslie Page Moch (Ed.), *European migrants. Global and local perspectives*, Boston, Mass. 1996, S. 117.

<sup>18</sup> Vergleiche dazu Moch in: Hoerder, *Migrants*, S. 121 – 124, Thistlethwaite in: Vecoli in: Vecoli, S. 36 - 39, Hoerder in: Hoerder, *Migrants*, S. 36f und Kapitel III.1.

<sup>19</sup> Vergleiche Hansen, Marcus Lee, *The Immigrant in American History*, Cambridge (Ma) 1948, S. 20f, Bade, Europa, S. 149f und ebenfalls Kapitel III.1.

nüchternen Erwägungen der Auswanderer sicherlich auch soziale Bindungen und psychologische Faktoren berücksichtigt werden.<sup>20</sup>

Die Atlantische Region des 19. Jahrhunderts bildete einen zusammenhängenden Wirtschaftsraum, auf dessen Grundlage sich die Migration in die Neue Welt ausbreitete. Innerhalb dieses Raumes migrierten Menschen entlang des ökonomischen Gefälles aus benachteiligten, peripheren Regionen in die Kerngebiete der Industrialisierung. Dieser Zusammenhang schließt folgerichtig auch andere Migrationsrichtungen als die transatlantische mit ein, die sich den Betroffenen oftmals als Alternative zur Amerikaauswanderung anboten. Letztendlich migrierten mehr Menschen innerhalb Europas als es Auswanderer verließen.<sup>21</sup>

## 2. Deutsche Auswanderung und die Bedeutung für die Region

Der Zeitrahmen dieser Arbeit umfasst den wesentlichen Teil der Deutschen Emigration im 19. Jahrhundert. Der Beginn der großen transatlantischen Migration ist in den meisten europäischen Ländern, so auch in Deutschland fließend, daher ist die untere Grenze des Zeitraumes schwer fest zu legen. Um 1840 gab es mit etwa 20.000 Auswanderern pro Jahr die ersten größeren Auswandererzahlen, bis 1914 wurde dieser Wert kaum unterschritten und in Rekordjahren wie 1854 und 1881 und 1882 stieg dieser Wert auf das zehnfache an.<sup>22</sup> Wenn auch der Anfang dieses Zeitraumes eine fließende Grenze hat, so ist ihm mit dem Beginn des 1. Weltkrieges ein sehr konkretes Ende gesetzt. Dieses mit 1914 fest zu setzen, wird zum einen durch die Lähmung der Auswanderung durch das Kriegsgeschehen gerechtfertigt, die den Auswanderungsfluß vorübergehend austrocknete. Des Weiteren auch durch einen Mentalitätswandel, der seitens der deutsch-amerikanischen Briefautoren angenommen werden kann, indem ihre Loyalität während des Ersten Weltkrieges in Frage gestellt wurde. Dieser Themenkomplex ist durchaus einer gesonderten Fragestellung würdig. Restriktionen der Amerikanischen Zielländer und verbesserte Möglichkeiten in Europa sorgten darüber hinaus dafür, dass die große transatlantische Amerikaauswanderung in der Zwischenkriegszeit ein Ende fand.

<sup>20</sup> Siehe dazu Marschalck, Peter, Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung, Stuttgart 1973, Seite 52ff, Thistlethwaite in: Vecoli, S. 42f, Bade, Europa, S. 146 und es sei wiederum auf Kapitel III.1 verwiesen.

<sup>21</sup> Hoerder in: Hoerder, Migrants, S. 21 und 34 – 37, Thistlethwaite in: Vecoli, S. 32 und Bade, Europa, S. 136.

<sup>22</sup> Marschalck, Überseewanderung, S. 35 – 37, basierend auf den Zahlen von F. Burgdörfer.

Wie schon in bezug auf die Gesamtzahl der europäischen Auswanderer erwähnt, so muss auch für die Zahlen der deutschen Auswanderung eine hohe Fehlerquote eingerechnet werden; während die amerikanischen Häfen zahlreiche Emigranten aus Österreich-Ungarn als Deutsche vermerkten, entgingen vielen deutschen Statistiken die sogenannten „heimlichen Auswanderer“. Letztere waren entweder unwissentlich ohne amtliche Einwilligung und Ausbürgerung, *Konsens* genannt, ausgewandert, oder vermieden wissentlich den Gang zu den Behörden um beispielsweise im Falle junger Männer dem Militärdienst zu entgehen. Unter Berücksichtigung dieser Fehlerquellen kann die Auswanderung Deutscher im Beobachtungszeitraum auf ungefähr 5 bis 5,5 Millionen geschätzt werden.<sup>23</sup>

Die Auswanderung des 19. Jahrhunderts wird in der Literatur gemeinhin in Wellen unterteilt, allerdings wirkt die These Klaus J. Bades äußerst glaubhaft, dass sich hinter diesen Höhepunkten der europäischen Auswanderung eine einzige große Welle verbirgt, die lediglich durch verschiedene wirtschaftliche und politische Faktoren gebremst wurde.<sup>24</sup> Unterbrochen wurden diese Phasen hoher Migrationsbewegung zuerst Anfang der 1860er Jahre durch eine Wirtschaftskrise, deren Effekt mit dem Amerikanischen Bürgerkrieg zusammenfiel. Auf die wirtschaftliche Krise der späten 1870er Jahre, die wiederum einen drastischen Einbruch der Auswandererzahlen zur Folge hatte, folgte abrupt ein erneuter Auswanderungsschub. Am quantitativen Höhepunkt der transatlantischen Migration, der Auswanderungswelle von 1900 bis 1915 nahmen nicht einmal mehr 50.000 Deutsche im Jahr teil, von denen ein hoher Prozentsatz später zurück wanderte.<sup>25</sup>

Besonders die deutschen Migranten machten sich eher selten allein auf den Weg über den Atlantik. Bis zum Ende der letzten großen Auswanderungswelle im Jahr 1893, an der die Deutschen sich maßgeblich beteiligten, überwogen bei diesen die Zahl der Mitglieder von auswandernden Familien die der Einzelauswanderer. Damit

---

<sup>23</sup> Bade in: Hoerder, Dirk (Ed.), *People in transit. German migrations in comparative perspective, 1830 - 1930*, Cambridge 1995, S. 400.

<sup>24</sup> Bade, *Europa*, S. 145, im übrigen hat auch schon Peter Marschalck, ohne explizit von einer Welle zu sprechen, einen „fiktiven“, kontinuierlichen Auswanderungsverlauf nachgezeichnet, Marschalck, *Überseewanderung*, S. 44.

<sup>25</sup> Bade, *Europa*, S. 142 – 144, vgl. Grafik bei Doerries, Reinhard R., *German Transatlantic Migration from the Early Nineteenth Century to the Outbreak of World War II*, in: Bade, Klaus J., *Population, Labour and Migration in 19th and 20<sup>th</sup>-Century Germany*, Leamington Spa 1987, S. 127 und Anhang 2.

wanderten anteilig mehr Deutsche in Familienverbänden aus als andere nordeuropäische Nationen.<sup>26</sup> Im europäischen Kontext und prinzipiell auch für die Deutschen lässt sich ein Trend im 19. Jahrhundert ausmachen, demzufolge sich die Auswanderer zu Beginn des Jahrhunderts zunächst in Gruppen, oftmals religiös motiviert, später in ganzen oder mit Teilen der Familie und schließlich um die Jahrhundertwende vermehrt allein auf den Weg machten. Allerdings vollzog sich dieser Wandel fließend, vor allem die Einzel- und Familienwanderer fanden sich über Jahrzehnte gemeinsam auf Auswandererschiffen. Dennoch, mit der Zeit änderte sich das Bild: Der klassische Fall einer ländlichen Familie, die Mitte des Jahrhunderts in der Hoffnung übersetzte, in Amerika letztendlich eine Farm zu erwerben, wurde später durch den einzelnen Industriearbeiter abgelöst, der vorübergehend in Amerika Beschäftigung suchte.<sup>27</sup> Der „alten (*Im*)Migration“ folgte somit aus amerikanischer Sicht eine „neue (*Im*)Migration“, deren Individuen sich in den USA, wie schon viele ihrer Vorgänger, häufig Ablehnung und Vorbehalten gegenüber sahen.

Diese Zweiteilung in alt und neu lässt sich tendenziell auch auf die Herkunftsländer der Auswanderer beziehen. Im Uhrzeigersinn begann die Auswanderung die verschiedenen Länder Europas zu betreffen: Den Anfang nahm sie auf den Britischen Inseln und zog sich dann durch Deutschland und die skandinavischen Länder. Die Trendwende zur neuen Migration machte sich dann bemerkbar, als vermehrt Europäer aus dem Osten Europas die Überfahrt antraten, begleitet von zahlreichen Italienern sowie Spaniern und Portugiesen.<sup>28</sup> Dabei hatten besonders die Engländer eine Sonderrolle: Durch ihre frühen Fortschritte im Bereich der Industrialisierung und die mittlerweile enorm starke Wirtschaftskraft waren englische Arbeitskräfte oftmals gefragte Spezialisten, sie gingen häufiger in ihre Heimat zurück und fühlten sich wahrscheinlich insgesamt den Amerikanern ebenbürtiger als jede andere Einwanderergruppe.<sup>29</sup>

Eine weitere höchst interessante Ausnahme bildet Frankreich, dass sich im Vergleich zu seinen Nachbarn so gut wie gar nicht an der Auswanderung nach Amerika beteiligte. Es dürfte spannend sein, die Gründe dafür zu untersuchen und zu fragen, ob

---

<sup>26</sup> Nugent, Crossings, S. 71

<sup>27</sup> Bade, Europa, S. 146f und Nugent, Crossings, S. 71

<sup>28</sup> Nugent, Crossings, S. 41

<sup>29</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 6.

sich durch die fehlende „Blutsverwandtschaft“ die Beziehungen der Franzosen zu den USA in der Folgezeit eventuell anders gestalteten als die der Nachbarländer.

Wie auch in Europa so lässt sich in Deutschland die Auswanderung zeitlich und regional gliedern. Den Anfang machte Südwestdeutschland, sehr bald nach Ende der Napoleonischen Kriege 1814, danach breitete sich in den 1830er Jahren die Quellregion der Migration kontinuierlich nach Norden und Osten aus, in die hessischen Regionen, das westliche Preußen und nach Hannover. Erst zu Beginn des Beobachtungszeitraumes breitete sich die Amerikaauswanderung weiter nach Osten über ganz Deutschland aus. Die zeitlich zuletzt betroffenen Gebiete lagen östlich der Elbe, diese wurde nach dem amerikanischen Sezessionskrieg 1861 – 1865 im deutschen Raum vorherrschend.<sup>30</sup>

Es fanden sich keine repräsentativen Auswandererzahlen für den Nordwestfälischen Raum oder Ostwestfalen in der Literatur. In bezug auf die Verteilung der Auswanderung für die einzelnen Jahre und Wellen der Emigration lässt sich aus den Auswandererzahlen Niermanns eine signifikante Häufung von Auswanderungen besonders am Ende des 19. Jahrhundert von 1880 bis 1884 feststellen. Hingegen entspricht die Auswanderung in der ersten großen Welle der 1850er Jahre nicht dem relativen Umfang der deutschen Auswanderung.<sup>31</sup> Auch wenn die Auswanderung in Westfalen schon in dieser Zeit von Bedeutung war, so ist doch ihr Höhepunkt zweifellos in den 1880er Jahren zu sehen. Auch wenn die Zahlen Niermanns einen sehr kleinen geographischen Raum repräsentieren, ist doch aufgrund des ausgesprochen ländlichen Charakters der Ämter Dielingen-Haldem und Levern und der verbreiteten Protoindustrie von einer relativ frühen Auswanderungsphase auszugehen. Allerdings lassen sich die hohen Zahlen durch die verbesserten transatlantischen Transportmöglichkeiten erklären. Die hohen Auswandererzahlen des Kreises Lübbecke und insbesondere der Gemeinde Stemwede deuten in diesem Zusammenhang auf eine finanziell schwache Klientel der Auswanderung hin.<sup>32</sup>

---

<sup>30</sup> Vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 22f., Nugent, Crossings, S. 66 und für die ostdeutschen Gebiete Bade, Europa, S. 155 – 158.

<sup>31</sup> Vgl. Anhang 2 und 3, sowie für die Auswanderung aus Minden Riechmann, S. 176.

<sup>32</sup> Zu den Zahlen für Lübbecke und Stemwede vgl. Anhang 5 sowie Niermann, Wilhelm, Stemwede emigrant database, Version 2.1.2, Löhne 2001 (EDV-Datenbank auf CD, hergestellt von Software Studio Labitzke).

Während es verhältnismäßig einfach ist, den Zeitraum der Amerikaauswanderung aus Ostwestfalen zeitlich zufriedenstellend einzugrenzen, so ist eine regionale Erfassung des Migrationsraumes Ostwestfalen um ein vielfaches schwerer. Durch ihren Charakter als vorwiegend ökonomisch, sicherlich aber nicht stark politisch motivierter Wanderung, sind politische Kategorien bei der Bestimmung einer homogenen Region weit weniger hilfreich als Wirtschaftsräume. Eine solche Region lässt sich im Norden des preußischen Regierungsbezirkes Minden ausmachen: Sie umfasst einen Bereich vom münsterländischen Tecklenburg über das Fürstentum Osnabrück, die Kreise Lübbecke, Minden und Herford bis in das Fürstentum Lippe.<sup>33</sup> In Abgrenzung zum intendierten Beobachtungsraum soll dieser Bereich als „*Nordwestfälischer Raum*“ bezeichnet werden. Die Amerikaauswanderung aus den südlichen Teilen des Regierungsbezirkes unterscheidet sich in ihrer Form und besonders in ihrem deutlich kleineren Umfang von der des beschriebenen Raumes. Aber auch wenn sich die Gebiete des Nordwestfälischen Raumes sehr in ihrer wirtschaftlichen Beschaffenheit ähnelten, so darf man doch Unterschiede, bedingt durch die jeweiligen politischen Rahmenbedingungen, nicht völlig außer Acht lassen. So war beispielsweise das kleine Fürstentum Oldenburg in seinen Möglichkeiten, mit den ökonomischen Problemen umzugehen, gegenüber dem ungleich größeren Preußen deutlich benachteiligt.<sup>34</sup> Allerdings ist nicht davon auszugehen, dass die im Vergleich zur weitgehenden wirtschaftlichen Homogenität eher unwesentlichen regionalen Unterschiede innerhalb dieser Region von größerer Bedeutung sein werden. Dies gilt insbesondere für die Kernpunkte dieser Arbeit, die Hintergründe und individuellen Wahrnehmungen der Migration. Darum werde ich bei meinen Betrachtungen bisweilen sowohl den Nord- wie auch den ostwestfälischen Raum behandeln, wobei ich mich auf die Schnittfläche im Norden Ostwestfalens konzentrieren werde.<sup>35</sup>

Wesentlich ist allerdings, dass sich die nordwestdeutsche Amerikaauswanderung sehr von der Süddeutschen oder gar der ostelbischen unterscheidet. Es mag mitunter

---

<sup>33</sup> Vergleiche Kamphoefner, Westfalen, S. 32, Aengenvoort, Anne, Migration - Siedlungsbildung - Akkulturation. Die Auswanderung Nordwestdeutscher nach Ohio, 1830 - 1914, Stuttgart 1999, S. 14f sowie 70 und Anhang 5, leider wird in den regionalen Arbeiten zur Auswanderung in den Kreisen Minden und Lübbecke die Einordnung in eine größere Wirtschaftsregion nicht vorgenommen, vgl. Kammeier, Heinz Ulrich, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Münster 1983 S. 12 – 14 und Riechmann, Wolfgang, "Vivat Amerika". Auswanderung aus dem Kreis Minden; 1816 - 1933, Minden 1993, S. 15 – 18.

<sup>34</sup> Vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 46.

<sup>35</sup> Für eine nähere Beschreibung der Region siehe Kapitel III.1. Zur Herkunft der Briefautoren siehe Anhang 6.

sein, dass sich die Migration von Westfalen eher mit der von Iren oder Schweden als mit der schlesischen Auswanderung vergleichen lässt. "At any given time the phenomenon of emigration characterized not a nation as a whole, but a comparatively restricted part of it,"<sup>36</sup> befand Marcus Lee Hansen schon 1927. Dieser Umschwung in der Migrationsforschung vom Nationalen zum Regionalen ist als einer der wesentlichsten und ertragreichsten zu sehen.<sup>37</sup>

### 3. Literaturkritik

Um die Migrationsliteratur von ihrem Anfang ausgehend zu beschreiben, empfiehlt es sich auf den gerade erwähnten Marcus Lee Hansen, den „Vater der modernen historischen Wanderungsforschung“, etwas näher einzugehen.<sup>38</sup> Der Band *post mortem* von Arthur M. Schlesinger editierter Aufsätze Hansens zeichnet ein erstaunlich detailliertes und glaubwürdiges Bild der Amerikamigration des 19. Jahrhunderts; Hansen hat nicht nur zum ersten mal den Blick der Geschichtswissenschaft auf die Vorgeschichte der Migration gerichtet und letztere so in einen größeren Kontext gestellt, er scheint auch letztendlich seiner Zeit um Jahrzehnte voraus gewesen zu sein, indem seine weitgehend unbeachtete Betrachtungsweise des Gesamtprozesses Migration im Jahre 1960 erneut und folgenreich eingefordert werden musste.<sup>39</sup>

Es ist erstaunlich, wie lange die Pionierleistung Hansens ohne Nachahmer blieb. Viel wurde besonders auf amerikanischer Seite in der Folgezeit über die Integration der Einwanderer geschrieben, wenig davon brachte die Migrationsforschung wirklich voran. Zu erwähnen ist hier sicherlich die Arbeit Oscar Handlins, „The Uprooted“<sup>40</sup>. Er versuchte mit einer leider teilweise etwas klischeehaften Darstellung von Migranten als „Entwurzelt“ der amerikanischen Migrationshistorik ins Gedächtnis zu rufen, dass die amerikanischen „Einwanderer“ auch zuvor andernorts „Auswanderer“ gewesen sein mussten. Aber selbst ein Pulitzerpreis für das Verdienst Handlins, die individuelle Migrationserfahrung wenigstens zu thematisieren, kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass diese Literatur von einer deutlichen

---

<sup>36</sup> 1940 veröffentlicht in Hansen, Immigrant, S. 191.

<sup>37</sup> Vgl. dazu auch Baines, Dudley, Emigration from Europe 1815 – 1930, Houndmills 1991, S. 9.

<sup>38</sup> Thistlethwaite in: Vecoli, S. 17 und Kamphoefner, Westfalen, S. 2.

<sup>39</sup> Thistlethwaite in: Vecoli, S. 2f.

<sup>40</sup> Handlin, Oscar, The Uprooted. From the Old World to the New, London 1953.

US-amerikanischen Schwerpunktsetzung geprägt ist.<sup>41</sup> Bei näherem Hinsehen überrascht dies nicht, war doch insbesondere die Integrationsproblematik der Vereinigten Staaten, die Schwierigkeiten, die insbesondere die Eingliederung der „New Immigrants“ mit sich brachte, ein äußerst fruchtbarer Nährboden für die Soziologie. Dieser Verknüpfung aus nordamerikanischer Problemstellung und soziologischem Ansatz stellte sich im Bereich der Migrationsforschung zunächst nur eine *philopaternalistische* Richtung als Alternative entgegen, die allerdings nur von bedingtem historischen Nutzen ist: Die "väterfreundlichen" Autoren dieser Werke waren sehr um die Würdigung der Verdienste zumeist der Ethnien bemüht, denen sie selbst auch angehörten.<sup>42</sup>

Bis heute hat gewissermaßen niemand das Erbe des schon 1938 verstorbenen Hansen angetreten, noch immer gibt es kein grundlegendes Standardwerk über den transatlantischen Migrationsraum im 19. Jahrhundert. Eine Arbeit, die modernen Maßstäben genügen würde, ist zwar einmal geplant, aber nie zu Ende geführt worden.<sup>43</sup> 1992 erschien „Crossings“ von Walter Nugent, das seinen eigenen Ausführungen zu Folge ein solches Werk hätte werden sollen. Tatsächlich ist es in der amerikanischen Migrationsliteratur aufgrund seiner konsequenten Einbeziehung des gesamten atlantischen Raumes einzigartig. Den verschiedenen Herkunftsregionen, die als „Geber“ erstmalig nicht nur über die Ethnien ihrer Migranten identifiziert werden, wird als Gegengewicht eine Reihe verschiedener amerikanischer „Empfänger“ gegenübergestellt. Ferner überprüft und relativiert er die einhellig unterstellte Sonderrolle der Vereinigten Staaten und bezweifelt die Anwendbarkeit der Modernisierungstheorie als Erklärungsmuster für die Migrationen des 19. Jahrhunderts. Diese hauptsächlich demographischen Faktoren gewidmete Arbeit hält Nugent letztlich selbst für unvollständig, da sie die ursprünglich geplanten Kapitel über die Ökonomie und die langfristigen Folgen und Ergebnisse der Auswanderung Ende des 19. Jahrhundert nicht enthält.<sup>44</sup> Zu einer weiteren unerfüllten Hoffnung auf ein wegweisendes Standardwerk später mehr.

---

<sup>41</sup> Zu den besseren gehört Kraut, Alan M., *The Huddled Masses. The Immigrant in American Society, 1880 - 1921*, Arlington Heights 1982.

<sup>42</sup> Vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 7, Thistlethwaite in: Vecoli, S. 18

<sup>43</sup> Nugent, *Crossings*, S. 27.

<sup>44</sup> Vgl. ebd., S. 164f, Nugent entwickelt Ansätze einer alternativen Erklärung für demographische Veränderungen auf Seite 25.

Im Bereich der grundlegenden Migrationsliteratur müssen für die deutsche Auswanderung auch einige wertvolle Arbeiten genannt werden. Die erste wurde von Mack Walker verfasst und zeichnet die Deutsche Auswanderung in einem relativ früh angesetzten Zeitrahmen mit verstärktem Blick auf Süddeutschland nach.<sup>45</sup> Beachtenswert und ungewöhnlich ist die Einbeziehung und Betonung der politischen Reaktion auf die „Auswanderungsproblematik“. Nachdem die Auswanderungsthematik den bitteren Beigeschmack aus der Zeit des Nationalsozialismus langsam verlor, war Peter Marschalck der erste Deutsche der mit seiner Arbeit die Auswanderungsgeschichte seines Landes behandelte indem er versuchte, sie in die soziologische Bevölkerungstheorie einzuordnen. Seine Erkenntnisse über die Auswanderungsmotive boten zahlreichen späteren Arbeiten eine Grundlage. Beide Werke sind zu diesem Thema bis heute die einzigen nennenswerten Gesamtdarstellungen. Ebenfalls wichtig in Ihrer Bedeutung für die deutsche Migrationsforschung ist die Aufsatzsammlung von Moltmann, deren Beiträge nach und nach dem Mosaik dieses Phänomens einige Teile hinzuzufügen vermochten.<sup>46</sup> Besondere Aufmerksamkeit verdient der darin enthaltene Artikel von Christine Hansen, der der zeitgenössischen Frage nach der *sozialen Ventilfunktion* nachgeht, der These also, dass die Abwanderung großer Teile der unzufriedenen und wirtschaftlich schwachen Bevölkerung sich stabilisierend auf die bestehenden Strukturen der Herkunftsregion ausgewirkt hätte. So hilfreich einige der Aspekte dieser Arbeiten auch sein mögen, mangelt es ihnen doch in vielen Fragen an einem Blick auf die übergeordneten Zusammenhänge.

Ein Prozess des Umdenkens begann mit dem denkwürdigen Vortrag eines britischen Migrationsforschers namens Frank Thistlethwaite auf einem Historikerkongress in Stockholm im Jahre 1960.<sup>47</sup> Er gab der Arbeit in diesem Bereich eine neue Zielrichtung und dieser einen markanten Begriff, mit dem zahlreiche jüngere Werke aus der Migrationsforschung eingeleitet werden; über die Arbeit der amerikanischen Historiker sagte er:

---

<sup>45</sup> Walker, Mack, *Germany and the emigration 1816 - 1885*, Cambridge (Ma) 1964.

<sup>46</sup> In der Reihenfolge ihrer Herausgabe sind das Moltmann, Günter (Ed.), *Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. sozialgeschichtliche Beiträge*, Stuttgart 1976, *Amerikaauswanderung*; Assion, Peter (Ed.), *Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung*, Marburg 1985.

<sup>47</sup> Thistlethwaite in: Vecoli.

„Europe is given so to speak, taken for granted as necessary background: only the immigrant is real; and the result is that the historic experience of migration, as a totality from the first intimations of dislodgement at home to ultimate reconciliation or defeat abroad, is frustrated. Recent American Scholarship has wonderfully enriched our knowledge of immigrant adjustment; but there still appears to be a salt-water curtain inhibiting understanding of European origins.“<sup>48</sup>

Die Konzentration auf das Zusammenwachsen der verschiedenen Einwanderergruppen hatte die Amerikaner von einer umfassenden Betrachtung des Migrationsvorgangs abgehalten. Thistlethwaite machte allerdings klar, dass auch die europäische Auswanderungsforschung diesen Blickwinkel nicht weniger ignoriert hatte. Ihnen stand ihre Konzentration auf Nationalgeschichten im Wege, dadurch schienen sie ihr Interesse an den Auswanderern in dem Augenblick zu verlieren, in dem die Migranten die Staatsgrenzen überschritten.

Die Forderung Thistlethwaites nach der Beseitigung des „Salzwasservorhangs“ setzte sich nur sehr langsam durch, prägt aber die Migrationsforschung bis in die heutige Zeit.<sup>49</sup> Nach und nach wurden die traditionellen Beschränkungen aufgehoben, es setzte sich ein Modell durch, nachdem die Auswanderung durch das Schieben und Ziehen unterschiedlicher Faktoren in der Heimat- beziehungsweise der erwogenen Zielregion ausgelöst wurde, und selbst hier mahnte Thistlethwaite an, in bezug auf diese Faktoren nicht einfach nur additiv vorzugehen.<sup>50</sup> Bis heute sind einige Aufsatzsammlungen erschienen, die insbesondere eine rege deutsche Beteiligung aufweisen, allen voran sind hier Klaus J. Bade und Dirk Hoerder zu nennen. Bade ist es ein besonderes Anliegen, die historische Entwicklung der Migration seit Beginn des 19. Jahrhunderts mit aktuellen Problemen in Beziehung zu setzen, welche die mittlerweile zu einer Immigration gewordenen Wanderungsbewegungen in Europa, beispielsweise in Deutschland betreffen.<sup>51</sup> Hoerder seinerseits beschreibt in seinen Arbeiten konsequent Migrationsräume, die ausdrücklich nicht mit Ländergrenzen gleichgesetzt werden. Es gelingt ihm die Wurzeln der Migration bis ins Mittelalter zurück zu verfolgen und so wesentliche Vorbedingungen und Grundzüge der späteren trans-

---

<sup>48</sup> Thistlethwaite in: Vecoli, S. 20.

<sup>49</sup> Die Historiographie der Migrationsforschung beginnt bei zahlreichen Autoren mit eben diesem Vortrag, vgl. Aengenvoort, Migration, S. 24, Kamphoefner, Westfalen, S. 1, Kammeier, Amerikauswanderung, S. 3, Nugent, Crossings, S. 4.

<sup>50</sup> Thistlethwaite in: Vecoli, S. 32, vergleiche dazu Kapitel III.1.

<sup>51</sup> Bade, Klaus J., Population, labour and migration in 19th and 20th century Germany, Leamington Spa 1987; Bade, Klaus J. (Ed.), Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992; Bade, Europa;

atlantischen Migrationswellen aufzuzeigen.<sup>52</sup> Diese hohe Beteiligung deutscher Historiker an der jüngeren Migrationsliteratur schlägt sich auch für den Bereich der deutschen Auswanderung nieder. Hier wurden einige der wesentlichen Lücken bisheriger Forschung unter den Prämissen der neuen Leitlinien untersucht. Die Aufsatzsammlung „People in Transit“ behandelt Themen wie die jüngere Auswanderung aus den östlichen Teilen Deutschlands, die Auswanderung von Frauen, den oftmals unterschätzten Aspekt der Rückwanderung nach Deutschland und die so wichtige Verbindung von transatlantischer mit innerdeutscher Migration.<sup>53</sup> Reinhard Doerries hat auf eine andere Art und Weise versucht, die traditionellen nationalen Denkweisen aufzuweichen und in Frage zu stellen, indem er zwei dieser Gruppen, die Iren und die Deutschen Einwanderer, miteinander auf ihre Reaktionen auf die Verhältnisse in den USA verglich, ferner auch mit der Reaktion der Aufnahmegesellschaft auf die Neuankömmlinge.<sup>54</sup> Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die Doerries entdeckte, können helfen, die Brauchbarkeit nationaler Kategorien für den Migrationsprozess, aber auch ihre Schwächen zu bewerten.

Diese Ansätze moderner Migrationsforschung sind insbesondere von einem hohen Maß an Interdisziplinarität gekennzeichnet. Wurde der historischen Migrationsforschung in wesentlichen Teilen durch Soziologen, Ökonomen und Statistikern der Boden bereitet, so finden sich heute zahlreiche Disziplinen in der Diskussion wieder. Ein hervorragendes Beispiel für eine solche Kooperation ist das von Peter Assion herausgegebene Buch zur hessischen Auswanderung.<sup>55</sup> Dieses ursprünglich von Kulturwissenschaftlern initiierte Projekt bietet zahlreiche neue Blickwinkel auf die Migrationsthematik; die literaturwissenschaftliche Analyse von sogenannten „Ratgebern“ für Auswanderer, die Untersuchung der Auswanderungsthematik in zeitgenössischen Liedern und die Beschreibung von brauchwürdigen Ritualen im Auswanderungsprozeß, um nur einige zu nennen. Aus diesen Bereichen und noch darüber hinaus sind mittlerweile zahlreiche Arbeiten verschiedenster Wissenschaften mit der Problematik beschäftigt, insbesondere zu erwähnen sind hier die wichtigen Ergänzungen aus dem Bereich der Kirchengeschichte und die leider noch fast völlig ungenutzten Möglichkeiten der Psychologie. Dem Thema in diesem Bereich neue,

---

<sup>52</sup> Hoerder in: Hoerder, Dirk (Ed.), *European migrants. Global and local perspectives*, Boston, Mass. 1996.

<sup>53</sup> Hoerder, *People*.

<sup>54</sup> Doerries, Reinhard R., *Iren und Deutsche in der Neuen Welt. Akkulturationsprozesse in der amerikanischen Gesellschaft im späten neunzehnten Jahrhundert*, Stuttgart 1986.

<sup>55</sup> Assion, *Aufbruch*.

interessante Aspekte zu eröffnen, soll in dieser Arbeit noch an anderer Stelle versucht werden.<sup>56</sup>

Wenn man sich vor Augen hält, wie früh die Soziologie die Migrationsforschung zumindest mitbestimmt hat, so ist es verwunderlich, dass sich insbesondere die US-amerikanischen Historiker bis heute schwer tun, die ausgiebige und breit gefächerte Vorarbeit der Soziologen im Bereich der Migrationstheorie für ihre Arbeit zu nutzen.<sup>57</sup> Hier liegen offenbar bei einigen Forschern die Grenzen der Kooperationsbereitschaft. Unter Historikern besteht Uneinigkeit über den universellen Anspruch der Forschungsergebnisse und Modelle der Soziologie. Soziologische Methoden hingegen haben die moderne historische Migrationsforschung nachhaltig verändert und geprägt.

Diese Einstellung vertritt auch Walter D. Kamphoefner, dessen Buch „Westfalen in der neuen Welt“ wie kaum ein anderes den in dieser Arbeit als Nordwestfälischen Raum bezeichnete Migrationsgebiet darzustellen vermag.<sup>58</sup> Kamphoefner, selbst Nachfahre „westfälischer“ Einwanderer, umreißt insbesondere die regionalen ökonomischen und sozialen Faktoren der Auswanderung mit Präzision.<sup>59</sup> Drei weitere Literaturbeiträge zu diesem Gebiet sorgen dafür, dass der Nordwestfälischen Raum wahrscheinlich zu einem der am besten beschriebenen Herkunftsregionen von Auswanderern in Deutschland gehört.<sup>60</sup> Trotz ihrer Akzentuierung auf den nordwestlichen Teil dieses Gebietes und der etwas unverständlichen Abgrenzung vom „Mindener Raum“ liefert die Regionalstudie von Anne Aengenvoort äußerst aktuelle Erkenntnisse<sup>61</sup>, insbesondere, da ihre Arbeit wie auch die Kamphoefners auf einer di-

---

<sup>56</sup> Für die Theologie Beck, Wolfhart, Westfälische Protestanten auf dem Weg in die Moderne. Die evangelischen Gemeinden des Kirchenkreises Lübbecke zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, Paderborn 2002; Mai, Gottfried, Die Bemühungen der evangelischen Kirche um die deutschen Auswanderer nach Nordamerika (1815 - 1914), Hamburg 1971. Für die Literaturwissenschaft sind zu nennen: Schumann, Andreas, Heimat denken. Regionales Bewußtsein in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1815 und 1914, Köln 2002; Mikoletzky, Juliane, Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur, Tübingen 1998. Für die Psychologie siehe Kapitel V.1.

<sup>57</sup> Hasia Diner hadert sehr mit der fehlenden Nutzung der Ergebnisse soziologischer Migrationstheorie seitens der Geschichtswissenschaft, Diner in: Brettel, dazu auch Lucassen, Jan und Leo Lucassen (Ed.), Migration, Migration History, History. Old Paradigms and New Perspectives, Bern 1997, S. 10.

<sup>58</sup> Kamphoefner, Westfalen, zu seinen Haltung zu soziologischen Erkenntnissen, siehe S. 7.

<sup>59</sup> Wichtige Theorien und Standpunkte Kamphoefners finden sich vor allem in Kapitel III.

<sup>60</sup> Die Aufsatzsammlung Rost, Ellen u.a. (Ed.), Auf nach Amerika. Zur Amerika-Auswanderung aus dem Paderborner Land, Paderborn 1994 wird geschichtswissenschaftlichen Ansprüchen leider nicht ganz gerecht.

<sup>61</sup> Anne Aengenvoort sieht in dem hier als Nordwestfälischen Raum bezeichneten Gebiet zwar einen zusammenhängenden Wirtschaftsraum in bezug auf die Leinenindustrie, konzentriert sich aber

rekten Verbindung dieses Raumes mit einer begrenzten Zielregion in den USA aufbaut.<sup>62</sup> Im Vergleich zu diesen beiden eher sozialhistorischen Arbeiten ist die ausführliche Studie von Wolfgang Riechmann zur Auswanderung aus dem Kreis Minden eher von regionaler Bedeutung, zumal sie sich sehr konsequent auf die Herkunftsregion der Auswanderung beschränkt.<sup>63</sup> Die Arbeit von Heinz-Ulrich Kammeier stellt sich etwas anders dar; auch wenn seine 1983 erschienene Dissertation über die Auswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in Form und Perspektive im wesentlichen der Riechmanns entspricht, so schenkte er doch einer eher ungewöhnlichen Quellengattung besonderes Interesse.<sup>64</sup> In den folgenden Jahren sammelte und editierte Kammeier zahlreiche an ihn heran getragene Auswandererbriefe aus dem Altkreis und seiner weiteren Umgebung, diese Briefeditionen sind die Hauptquellen der vorliegenden Arbeit.

---

dennoch auf den westlichen Teil, Aengenvoort, Migration, S. 70 und 14f.

<sup>62</sup> Kamphoefner untersucht den Bundesstaat Missouri, während Aengenvoort zwei Counties im Westen von Ohio mit dem westfälischen Raum in Verbindung bringt, Kamphoefner, Westfalen, S. VII, Aengenvoort, S. 13f.

<sup>63</sup> Riechmann, Wolfgang, "Vivat Amerika". Auswanderung aus dem Kreis Minden; 1816 - 1933, Minden 1993.

<sup>64</sup> Kammeier, Amerikaauswanderung, hier: das Kapitel zur Wirkung der Auswandererbriefe S. 104 - 108.

#### 4. Quellenkritik

Die Bearbeitung von Auswandererbriefen stellt in der Geschichtswissenschaft eine eher junge Disziplin dar, lange hat sich die Forschung mit dieser Quellengattung schwer getan, die nahezu ausschließlich persönliche und subjektive Informationen zum Inhalt hat.<sup>65</sup> Mit der Einnahme eines etwas mutigeren und phantasievolleren Standpunktes wird aber deutlich, welche Chancen und Vorzüge die Auswandererbriefe bieten, hierbei sind zwei Funktionen zu beachten, die die Briefe für den Historiker erfüllen. Zum einen sind die Auswandererbriefe selbst ein Faktor, der die Migrationsgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht unwesentlich beeinflusste, sie standen in Konkurrenz zu anderen Informationsquellen wie den „Auswanderer-Ratgebern“ oder den Auswanderungsagenturen. Es spricht einiges dafür, dass sie in diesem Wettstreit um die Glaubwürdigkeit ein höheres Ansehen und vor allem eine stärkere Wirkung hatten als die anderen Informationsquellen.<sup>66</sup> Dies wird zu einem großen Teil darin begründet sein, dass den Autoren der Briefe selten eigene Interessen in bezug auf die Auswanderung der Adressaten unterstellt wurden, obwohl das durchaus vorkam wie sich später noch zeigen wird. Die zweite und für den Historiker besonders interessante Seite der Auswandererbriefe ist ihr Inhalt, der als historisches Zeugnis zu äußerst verschiedenen Bereichen Auskunft gibt. Dabei ist vor allem zu beachten, dass sich durch die Verbreitung des Briefeschreibens eine Ausdrucksform ergibt, die insbesondere auch den unteren Schichten der Bevölkerung offenstand. Dadurch ist diese Quellengattung besser als andere in der Lage, die Rezeption des Auswanderungsprozesses durch die oftmals wirtschaftlich schwachen Migranten aus dem Beobachtungsraum zu beschreiben.<sup>67</sup> Neben der Klientel, über die die Briefe Auskunft geben können ist auch ihr privater Charakter von ausnehmender Qualität und einmaligem Informationswert, selbst die Schwierigkeiten, die sich offensichtlich

---

<sup>65</sup> Zu den Grundlegenden Problemen der Geschichtswissenschaft mit subjektiven Quellen vergleiche Yans-McLaughlin, Virginia, *Metaphors of Self in History: Subjectivity, Orla Narrative, and Immigration Studies*, in: Yans-McLaughlin, S. 254 - 258.

<sup>66</sup> Ein gutes Beispiel eines Ratgebers für Auswanderer ist Wander, Karl Friedrich Wilhelm, *Auswanderungs-Katechismus. E. Ratgeber für Auswanderer, besonders für diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen*, Bern 1988, siehe dazu Görisch, Stephan, *Die gedruckten „Ratgeber“ für Auswanderer. Zur Produktion und Typologie eines literarischen Genres*, in: Assion, Peter (Ed.), *Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung*, Marburg 1985, S. 51 - 70; zu den Auswanderungsagenturen vergleiche Bretting, Agnes und Hartmut Bickelmann, *Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1991, sowie Kammeier, *Amerikaauswanderung*, S. 116 – 142, zu den Vorzügen der Briefe vgl. Helbich (Ed.), *Briefe*, S. 32.

<sup>67</sup> Mesenhöller, Peter, *Der Auswandererbrief. Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß*, in: Assion, Peter (Ed.), *Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung*, Marburg 1985, S. 112, Bartolosch, Thomas A., *Auswandererbriefe als Quellen für den Assimilationprozeß deutscher Amerikaeinwanderer*, in: *Nassauische Annalen* 100 (1989), S. 203.

bei der Bearbeitung und Wertung derart subjektiver Angaben ergeben sind begrenzt, nicht zuletzt, da eine eventuelle Nachwanderung falsche Angaben ebenso schnell entlarvt hätte wie Berichte von Rückwanderern oder Besuchern aus Amerika.<sup>68</sup> Beide Aspekte der Briefe, die Informationsfunktion sowohl für zeitgenössische Auswanderungsinteressierte als auch für die heutige Migrationsforschung, sollen in dieser Arbeit angesprochen werden. Der Wert der Briefe für die Ersteren soll allerdings aufgrund der Gewichtung der Arbeit nur am Rande untersucht werden.

Es ist in Deutschland bis heute nur ein größer angelegtes Projekt zur Erforschung von Auswandererbriefen durchgeführt worden; an der Universität Bochum wurden unter der Leitung von Wolfgang Helbich in den 80er Jahren mehrere Tausend Auswandererbriefe gesammelt und ausgewertet. Als Resultat des Projektes erschienen vier interessante Briefeditionen, jeweils begleitet von mehr oder weniger detailliertem Hintergrundwissen über das jeweilige Grundthema der Briefe und das Projekt selbst.<sup>69</sup> Neben diesen Briefeditionen, resultierte das groß angelegte Projekt auch in der Einrichtung der umfangreichen „Bochumer Auswanderungsbriefsammlung“ (BABS).<sup>70</sup> Erstaunlicherweise fehlt in der Auswertung der Arbeit eine detaillierte und umfangreiche Darstellung der Ergebnisse, hier hätte man sich in Anbetracht der Informationsfülle eben ein grundlegendes Standardwerk für die Rezeption der Migrationserfahrung durch die Betroffenen erhoffen können.

Eine nicht ganz so umfangreiche, regionale Sammlung von Auswandererbriefen ist wie schon angedeutet von Heinz-Ulrich Kammeier unternommen worden und resultierte bis heute in der Veröffentlichung von vier Bänden mit editierten Briefen von 1836 bis 1984, von denen allerdings der größte Teil im Betrachtungszeitraum dieser Arbeit liegt.<sup>71</sup> Der Vorteil der Kammeierschen Sammlung gegenüber den Ver-

---

<sup>68</sup> Bartolosch, ebd.

<sup>69</sup> Helbich, Wolfgang, "Alle Menschen sind dort gleich...". Die Deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert, Düsseldorf 1988; Helbich, Wolfgang (Ed.), "Amerika ist ein freies Land...". Auswanderer schreiben nach Deutschland, Darmstadt 1985; Helbich (Ed.), Briefe; Helbich, Wolfgang und Walter D. Kamphoefner (Ed.), Deutsche im amerikanischen Bürgerkrieg. Briefe von Front und Farm 1861 - 1865, Paderborn 2002. In „Briefe aus Amerika“ wurden die Briefserien der Geschwister Winkelmeier aus Arrenkamp, Gemeinde Stewede veröffentlicht, die einige von Kammeier unveröffentlichte und für diese Arbeit verwendete Briefe enthalten.

<sup>70</sup> Die BABS heisst heute Nord-Amerika Briefe Sammlung (NABS) und findet sich im Internet unter <http://www.auswandererbriefe.de>.

<sup>71</sup> Kammeier, Heinz Ulrich, "So besint euch doch nicht lange und kommt herrueber ...". Briefe von Amerikaauswanderern aus d. Kreis Lübbecke aus 2 Jahrhunderten, Lübbecke o.J. (im folgenden "Band I"); ders., "Ich muss mir aergern, das ich nicht ehr uebern Grossen Ozean gegangen bin". Auswanderer aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung berichten aus Amerika, Espelkamp 1988 ("Band

öffentlichungen der Bochumer Gruppe ist in seiner Geschlossenheit zu sehen. Mit ihrem räumlichen Schwerpunkt im nördlichen Ostwestfalen bilden die Briefe eine inhaltliche Einheit und durch das Fehlen einer Auswahl im Vorfeld der Veröffentlichung erhöht sich die Repräsentativität der Briefe deutlich.<sup>72</sup> Mittels dieser Auswahl lässt sich ein unvoreingenommener Blick auf den Quellenkorpus richten, ohne dass ein zu großer Umfang die Bearbeitung in dem hier vorgesehenen Umfang unmöglich machen würde.

Die Briefedition besteht aus drei Teilen, von denen der dritte in zwei Bänden erschienen ist; die einzelnen Briefe sind zu Briefserien zusammengefasst, gegebenenfalls auch von verschiedenen Autoren falls die heutigen Besitzer der Briefe über mehrere erhaltene Exemplare verfügten. In der Regel entstanden so Serien, die der gleiche Adressat erhielt oder die zumindest an die gleiche Adresse gesandt wurden. Die einzelnen Briefe erscheinen in transkribierter Form, nur in Ausnahmefällen sind einzelne Passagen oder Briefumschläge als Fotokopien mit abgedruckt. Im allgemeinen wurde bei der Abschrift aus dem Sütterlin des Originals auf die korrekte Wiedergabe beispielsweise auch von Rechtschreibfehlern oder sprachlichen Eigenarten geachtet. Einige Briefserien wurden jedoch zum Teil mehrfach übersetzt oder auf andere Weise verändert, Einschränkungen der Authentizität dieser Art werden von Kammeier ausdrücklich erwähnt. Unglücklicherweise fehlen häufig vereinzelte Passagen des Textes, dabei müssen drei Kategorien von Auslassungen unterschieden werden.<sup>73</sup> Nur selten nahm sich der Editor die Freiheit, einzelne Passagen für irrelevant zu erklären und ihren Inhalt kurz zusammen zu fassen. Diese Vorgehensweise, die bei den Bochumer Editionen wesentlich häufiger anzutreffen ist, erschwert den Umgang mit den Quellen, da sie bestimmte Wertungen vorgibt. Eine zweite Art von Auslassung liegt in den Vorbehalten begründet, die Nachfahren betroffener Personen gegenüber der Veröffentlichung zumeist persönlicher Passagen in den Briefen hegen. Ist diese Einschränkung zwar ebenso verständlich wie auch legitim, so muss sie doch in Anbetracht des sicherlich hohen Grades an Informationsverlust gerade mit Blick auf die persönlichen Erfahrungen der Auswanderer als äußerst bedauerlich gewertet

II"); ders., "Halleluja, jetzt sehen wir Amerika". Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1836 - 1889, Espelkamp 1994 ("Band III"); ders., "Ach, wie schön ist es in diesem gelobten Amerika". Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1890 - 1952, Espelkamp 1995 ("Band IV"). Alle Auswandererbriefe werden aus diesen Quellen zitiert, wenn nicht anders vermerkt.

<sup>72</sup> Vgl. Kammeier, Band I, S. 1.

<sup>73</sup> Finden sich in den Zitaten Auslassungen, die durch runde Klammern gekennzeichnet sind, so wurden sie von den Editoren der Briefe vorgenommen, eckige Klammern markieren Auslassungen des Autors.

werden. Die dritte und bei weitem umfangreichste Kategorie von Auslassungen betrifft Passagen, die im Original entweder ganz fehlen oder in einem derart schlechten Zustand erhalten sind, dass keine hinreichende Sicherheit bezüglich der Transkription gewährleistet werden kann. Auch wenn diese Einschränkung die quantitativ größte Variable darstellt, so wird sie doch durch die Zufälligkeit der betreffenden Stellen gemildert. Solche Auslassungen sind gekennzeichnet und in der Regel auch kurz begründet, zuweilen finden sich in den Fußnoten auch hilfreiche Zusatzinformationen wie Hinweise auf Anglizismen, Hinweise auf Bezugnahmen beispielsweise zu Kirchenliedern oder Hintergrundinformationen zu Personen. Kammeier fügte den Textpassagen zuweilen Satzzeichen zu, um die Lesbarkeit der Briefe zu erleichtern, hat aber im Falle hinzugefügter Punkte auf einen anschließenden Großbuchstaben am Satzanfang verzichtet.<sup>74</sup> Der Beginn einer jeden Briefserie wird durch Hintergrundinformationen und biographische Daten der Briefautoren und ihrer Familien eingeleitet, soweit diese vorhanden sind. Ergänzt werden die Briefe durch weitere Dokumente wie Photos, Urkunden, Lebensberichten und andere Materialien, die Kammeier von den Nachkommen von Auswandererfamilien zur Verfügung gestellt wurden.

Die Entstehung dieser Arbeit wurde ferner durch den außerordentlichen Glücksfall begünstigt, den die bislang unveröffentlichte Arbeit Wilhelm Niermanns über das Ausmaß der Auswanderung der Gemeinde Stemwede darstellt.<sup>75</sup> In bewundernswert akribischer Kleinarbeit hat Niermann die Daten von über 5000 Stemweder Auswanderern gesammelt und elektronisch aufbereitet. Auf diese Daten und die daraus zu gewinnenden Schlüsse über den durchaus exemplarisch wertvollen, wenn auch kleinen Stemweder Raum wird im Folgenden vereinzelt Bezug genommen. Die der Datenbank zugrunde liegende D-base-Datei diente der statistischen Analyse dabei als Ausgangspunkt. Um den Möglichkeiten dieser Datenbank gerecht zu werden wäre es allerdings nötig, dieser mehr Aufmerksamkeit zu schenken als es die vorliegende Untersuchung vermag.

---

<sup>74</sup> Zu den Editionsgrundsätzen Kammeiers vergleiche Band I, S. 1 - 2.

<sup>75</sup> Niermann, Stemwede.

## 5. Zur praktischen Auswertung der Briefquellen

Um der Fülle der Informationen in den Auswandererbriefen Herr zu werden, war es nötig, im Vorfeld dieser Arbeit die Inhalte der Briefe zu bündeln und zu kategorisieren. Hierzu diente der im Anhang als Kopie vorliegende Fragebogen. Dieser gliedert sich grob in den Bereich des "Briefkopfes" sowie mehrere Kästen zur Sammlung von Zitaten zu bestimmten Fragestellungen. Ein solcher Fragebogen diente dem Autoren zur Bearbeitung einer Briefserie, die alle vorliegenden Briefe jeweils eines Autors umfasste. Der Briefkopf enthält zunächst Daten zur Person, wie Name, Geburts- und Sterbetag oder -jahr, das Geschlecht, den erlernten oder später ausgeübten Beruf, das Auswanderungsjahr und gegebenenfalls das Alter zum Zeitpunkt der Auswanderung oder zur Zeit der Entstehung des ersten Briefes. Ferner ließen sich über die Adressaten der Briefe und die Familiennamen oft die Herkunftsorte der Auswanderer erschließen, wiederum oft eine Arbeit Kammeiers, auf die sich diese Arbeit stützen kann. Aus den Absendern und den Inhalten der Briefe lassen sich dann wiederum die Zielorte der Auswanderung erkennen, gegebenenfalls auch spätere Wohnortwechsel in den Vereinigten Staaten.<sup>76</sup> Es standen auf den Fragebögen des Weiteren Plätze für eventuelle Rückwanderungen oder Besuche in Deutschland zur Verfügung, oder zur Notation in den Briefen vermerkter Mitreisender, die Rückschlüsse auf Kettenwanderungen und Netzwerke erlauben würden. Vier Angabenbereiche betrafen die Briefwechsel als solche, sie enthielten die Namen der Adressaten der Briefe, den Zeitraum des erhaltenen Briefwechsels und die Anzahl der Briefe. Zur besseren Übersicht wurden diese Kategorien um einen Zeitstrahl ergänzt, in den nach zeitlicher Einordnung Rahmendaten, die Verteilung der Briefe über die Zeit sowie Bezüge auf nicht mehr erhaltene Briefe vermerkt werden konnten. Dieser Briefkopf ermöglichte später die einfachere Untersuchung nach verschiedenen Kategorien wie Zeit, Beruf, Region, Alter und der Häufigkeit des Briefwechsels. Dazu wurden in der Auswertungsphase der Arbeit nicht mehr direkt die Briefe, sondern zunächst gesammelte Textstellen auf diesen Fragebögen untersucht. Hierbei lag das Augenmerk nahezu ausschließlich auf den sieben Fragen, die an die Quellen gestellt wurden.

---

<sup>76</sup> Ergänzend dazu fließt die Arbeit Kammeiers dergestalt ein, dass sich in den Begleitkommentaren innerhalb der Kammeierschen Briefsammlungen Informationen zu den Heimat- und Zielorten oder den Adressaten der Briefe finden. Diese Daten wurden dann in die Fragebögen übernommen und beispielsweise für die geographischen Schaubilder, Anhänge 6 und 7 verwendet.

Zu jeder Frage diente ein Kasten auf dem Fragebogen zur Aufnahme von Zitaten aus der Briefserie, die jeweils in der vorderen Spalte mittels des Datums kenntlich gemacht wurden. Die Aufteilung der Briefinhalte in die Kategorien Heimat, Familie (Kapitel V), Auswanderungsverlauf (Kapitel III), Sprache, soziale Netzwerke (Kapitel IV), Sicherheitsempfinden und Zukunftserwartungen (wiederum Kapitel V) lassen sich unschwer in der Gliederung dieser Arbeit wiederfinden.<sup>77</sup> Allerdings korrespondierten einige Bereiche stark miteinander, so war es nicht immer leicht, familiäre Fragen von sozialen Netzwerken zu trennen und der Erfolg der Auswanderer, der sich in Sicherheitsempfinden und Zukunftserwartungen spiegelt, war sowohl für den ökonomischen Erfolg (Kapitel III.4) sowie den Erfolg der Beheimatung (Kapitel V) wichtig.

---

<sup>77</sup> Zum Wortlaut der Fragen vergleiche den Anhang 1a und 1b.

### III. Vom westfälischen Heuerlingshaus bis zur Farm in Amerika: Die Reise des Auswanderers

#### 1. Ursachen und Hintergründe der ostwestfälischen Auswanderung

Nimmt man die Kriterien von Marcus Lee Hansen als Grundlage, so lassen sich drei notwendige Bedingungen formulieren, deren Erfüllung für jede Auswanderung notwendig und hinreichend waren und sind. Ein Mensch, der aus einem Land, in diesem Fall seinem Geburtsland emigrieren will, muss dazu die *Freiheit* besitzen, über die notwendigen materiellen, finanziellen und sonstigen *Mittel* verfügen und den *Willen* haben, die Möglichkeiten auch in eine Migration umzuwandeln.<sup>78</sup> Die Bedeutung dieser drei Kriterien für die ostwestfälische Auswanderung zu beschreiben ist die Aufgabe dieses Kapitels, wobei die Erfüllung des ersten und im Wesentlichen auch des zweiten Kriteriums relativ schlüssig und kurz belegt werden kann. Die grundsätzliche Bereitschaft zur Auswanderung und die jeweils auslösenden Faktoren und Ereignisse jedoch sind aufgrund ihrer Komplexität und ihres individuellen Charakters sehr schwer zu fassen.

Die deutschen Auswanderer gliederten sich rechtlich gesehen in drei Gruppen. Diejenigen, die den offiziellen Weg wählten, konnten seit 1843 einen sogenannten Auswanderungskonsens beantragen. Dieses Papier bescheinigte der betreffenden Person oder einer ganzen Familie das staatliche Einverständnis zu ihrer Ausreise aus dem Staatsgebiet. Voraussetzung dafür war insbesondere, dass der Betreffende nicht emigrierte um dem Wehrdienst zu entgehen. Sehr viel seltener wurden Reisepässe beantragt. Die Erstellung eines Reisepasses schloss gemeinhin eine Rückkehr der betreffenden Person mit ein und wurde eher für die Wanderarbeit, beispielsweise nach Holland, als zu einer dauerhaften Emigration genutzt. Die übrigen Migranten wanderten ohne amtliches Einverständnis aus und bildeten so die heimliche Auswanderung.<sup>79</sup> Dieses Versäumnis seitens der Auswanderungswilligen konnte mehrere Ursachen haben. Einige hatten sicherlich kein Interesse daran ihre Auswanderung publik zu machen. Hierzu zählten zum Beispiel die schon erwähnten jungen Männer,

---

<sup>78</sup> Hansen, Immigrant, S. 192

<sup>79</sup> Vgl. Riechmann, S. 51 – 56, Kammeier, Amerikaauswanderung, S. 23 – 27, zu den Formalia der Konsenserteilung siehe Kammeier, Heinz Ulrich, Aspekte der Amerika-Auswanderung aus den ehemaligen Ämtern Levern und Gehlenbeck zwischen 1850 und 1860, in: MMG 59 (1987), Minden 1987, hier S. 91 – 94.

die sich dem Militär zu entziehen suchten, auch „Refractaire“ genannt, oder auch Menschen, die mit dem Gesetz in Konflikt standen.<sup>80</sup> Andere konnten oder wollten sich die für einen Konsens anfallenden Gebühren nicht leisten und bei zahlreichen Menschen muss man vermuten, dass ihnen die Notwendigkeit eines solchen Antrages nicht bewusst war. Der Umfang dieser letzte Migrantengruppe lässt sich nur schwer rekonstruieren. Nur durch die Listen der nicht erschienenen Wehrpflichtigen oder durch andere Zufälle finden sich Hinweise auf unerlaubte Auswanderung.

Gab es auch seit 1843 ein prinzipielles Recht auf Auswanderung, so kam doch die einheitliche Regelung für die Migration in den deutschen Gebieten des 19. Jahrhunderts im Jahre 1897 zu spät um auf mehr als einen Bruchteil der Emigranten angewandt zu werden; die meisten waren inzwischen ohne die später eingeführte staatliche Aufsicht und Fürsorge gegangen. Von den Herkunftsstaaten weitgehend ignoriert wurde die Rechtslage der Migranten von den Schutzgesetzen bestimmt, die 1832, bzw. 1836 und 1851 in den Ausreisehäfen Bremen und Hamburg und 1819 und 1855 in den USA die Zustände in den Häfen und auf den Schiffen bestimmten und die Auswanderer vor Betrug und schlechten Reisebedingungen schützen sollten.<sup>81</sup> Die Vereinigten Staaten ermöglichten vorübergehend sogar eine Vorfinanzierung der Reisekosten.

Die finanzielle Lage der Auswanderer aus Nordwestfalen ist wahrscheinlich am treffendsten mit 'eher schwach' zu beschreiben. Die Hälfte der Osnabrücker Auswanderer zwischen 1832 und 1866 hatte höchstens 50 Reichstaler um die Auswanderung zu finanzieren. Es ist anzunehmen, dass diese Summe bis zur Ankunft in Übersee auf ein Minimum zusammenschrumpfte, schwankten doch die Überfahrtpreise für Erwachsene in dieser Zeit zwischen 20 und 40 Talern; zeitweise in den 1850er Jahren betrugen sie sogar über 50 Talern. Erst mit dem Aufkommen der Dampfer und der anschließenden Preisabsprache der Reedereien lagen die Kosten der Atlantiküberquerung vergleichsweise stabil bei 23 bis 30 Talern. Selbst die oftmals günstigeren Passagepreise für Kinder, für die manchmal nur die Hälfte bezahlt werden musste, oder die Schwankungen innerhalb des Jahres änderten nichts daran,

---

<sup>80</sup> Vgl. Kammeier, Amerikaauswanderung, S. 172 - 187

<sup>81</sup> Vgl. Gelberg, Birgit, Auswanderung nach Übersee. Soziale Probleme der Auswanderungsförderung in Hamburg und Bremen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hamburg 1973, S. 10 - 13, Riechmann, S. 56 – 65 und Kapitel III.3.

dass die Überfahrt eine erhebliche ökonomische Belastung darstellte.<sup>82</sup> Auch wenn die wohlhabenderen Bauern eine bessere Ausgangsposition in den USA hatten, waren es doch vor allem Heuerlinge und Kleinbauern, die auswanderten.<sup>83</sup> Finanzielle Unterstützung erhielten die Auswanderer oft aus ihrem Umfeld, sei es durch im Voraus bezahlte Fahrkarten oder finanzielle Unterstützung innerhalb der Familie, wie im Falle von Christoph Friedrich Laging, dem die Mutter alles verfügbare Bargeld für die Reise mitgab:

„den du weiß wohl: wie ich weg wolte, das ich alle mein Geld haben wolte. da hat sie mir noch gebeten ich solte doch nicht so sein, und nahm alle das geld. dan hätte sie Verdruß davon im Hause.“<sup>84</sup>

Wie schon angedeutet lässt sich die Willensbildung des Auswanderers wiederum in zwei Bereiche unterteilen, die *Ursachen*, die der betreffenden Person eine grundlegende Auswanderungsbereitschaft nahelegen und die akuten *Gründe oder Auslöser* der Auswanderung. In bezug auf die Beantwortung dieser Fragen ergibt sich ebenfalls eine erhebliche Diskrepanz: Während die ursächlichen Faktoren ausführlich untersucht wurden und verhältnismäßig gut beschrieben werden können, welche im Verlaufe des 19. Jahrhundert den Umfang der Migration bestimmten, ist das auslösende Moment einer jeden Auswanderung ungleich schwerer nachzuvollziehen.<sup>85</sup> Offenbar ist die Auswanderungsentscheidung ein psychologischer Prozess, den sonderbarerweise nur wenige Psychologen untersucht haben. Andere Forscher begnügen sich damit, den psychologischen Charakter dieser Entscheidung festzustellen und konstatieren mitunter die Unlösbarkeit des Problems ohne tatsächlich Bezug auf die psychologische Forschungslage zu nehmen.<sup>86</sup>

Die Hauptursache der hohen Auswanderungsbereitschaft in Nordwestfalen ist sicherlich in einer Wirtschaftsform zu suchen, die diesen Landstrich vor allem im frühen 19. Jahrhundert kennzeichnete und deren charakteristische Merkmale noch im 1900 zu finden sind:

---

<sup>82</sup> Engelsing, Rolf, Bremen als Auswandererhafen 1683 - 1880, Bremen 1961, S. 117f.

<sup>83</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 64 - 67

<sup>84</sup> Christoph Friedrich Laging am 9. 10. 1852, Band I, S. 9.

<sup>85</sup> Die Literatur unterscheidet mitunter nicht zwischen Ursachen und Gründen, zu den Schwierigkeiten der Bestimmung von Auswanderungsgründen vergleiche Marschalck, Überseewanderung, S 52, Riechmann, S. 71 – 74, Aengenvoort, S. 45f.

<sup>86</sup> Der einzige, sehr kurze Hinweis in der neueren Forschung findet sich bei Helbich, Menschen, S. 39f, er nimmt Bezug auf Cropley, Arthur, u. a., Forming the Decision to Emigrate; some Recent German Experience, in: Australian Journal of Politics and History 32 (1986), Nr. 1, S. 52 - 62

„Ich gehe jetzt jeden Tag Kräftig auf Erdarbeit, verdiene 2 M. den Tag. es wird hier nämlich das Dorf und die Wiesen Verkoppelt. doch giebt es auch manchen Spaß dabei, aber auch wieder manchen sauren schritt. und wenn wier dann zu Hause kommen, dann geht es des Abens in die Spinnstube. da geht es denn von 9 bis 10 auf die Diele zu Tanzen. dann geht es wieder in die Stube. da wierd dann wohl mal ein Lied gesungen oder es werden Räubergeschichten erzählt.“<sup>87</sup>

Was hier romantisch und geradezu idyllisch anmutet, beschreibt ein wesentliches wirtschaftliches Standbein für die unteren sozialen Schichten der ländlichen Bevölkerung, für Heuerlinge und Kleinbauern: die *Protoindustrie*. Kamphoefner definiert den Begriff als „dezentralisierte, ländliche, arbeitsintensive Warenproduktion für einen entfernten Markt, die gewöhnlich durch bäuerlichen Nebenerwerb ergänzt wird.“<sup>88</sup> Im norddeutschen Raum wurde diese Industrieform durch den Flachs bestimmt, der in Heimarbeit durch Spinnen und Weben zu Leinen verarbeitet wurde, das dann auf dem Leinenmarkt, der „Legge“ verkauft wurde. Im Nordwestfälischen Raum bildete das Leineweben eine derart enge Symbiose mit dem Heuerlingssystem, dass schwer zu bestimmen ist, welches System dem anderen vorausging.<sup>89</sup> Ein Heuerling besaß in aller Regel kein eigenes Land, sondern pachtete einen kleinen Kotten sowie einen kleinen Acker für die Selbstversorgung, er wirtschaftete was die Agrarproduktion betrifft allerdings subsistenzuell. Die Pacht für Land und Haus war in aller Regel nicht hoch, beinhaltete aber oft Dienste für den verpachtenden Bauern; diese Tätigkeiten wurden in der Regel mit festem Zeitrahmen oder bei Bedarf und gegen einen Mindestlohn entrichtet. Heinrich Niedringhaus sieht die vorhersehbaren Arbeitszeiten in den USA als Vorteil: „und dann wird über die Deut. Bauern gesprochen. hier heist es nicht: ‚Morgen früh must du kommen‘.“<sup>90</sup> Des Weiteren musste durch zusätzliche Arbeit wie die saisonale Arbeitsmigration nach Holland, das sogenannte „Hollandgehen“, oder durch Weben und Spinnen eine weitere Erwerbsquelle erschlossen werden.<sup>91</sup> Diese Kombination ermöglichte es jungen Menschen schnell und kostengünstig eine eigene Existenzgrundlage zu schaffen, die zu einer Familiengründung ausreichte. Dadurch ging die Verbreitung der Protoindustrie und des Heuerlingssystems in Westfalen mit einer hohen Bevölkerungsdichte einher.

---

<sup>87</sup> Heinrich Treseler an seinen Bruder in New York, 21.1.1900, Band II, S. 322.

<sup>88</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 27.

<sup>89</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 28.

<sup>90</sup> Heinrich Niedringhaus am 1.11.1891. IV, S. 8, vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 29.

<sup>91</sup> Nähere Informationen über die Wanderarbeit in Holland in: Aengenvoort, S. 68f, Bölsker-Schlicht, Franz, Die Hollandgängerei im Osnabrücker Land und im Emsland. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Sögel 1987.

Trotzdem war die Arbeit hart und das ökonomische Überleben der Heuerlingsfamilie von der Heimarbeit abhängig, wie folgendes Beispiel belegt:

„Ich bin, nachdem meine Frau 1870 starb, nach Dreyer als Knecht gegangen, nachdem ich erst alles verkauft hatte an Aussaat, Vieh und Hausgerät, was ich besaß. Mein ungesundes kleines Kind starb bald nachher. Meine beiden Töchter sind schon seit Jahren bei Bökers in Varl, an diesen beiden Kindern habe ich Gott sei Dank bis jetzt viel Freude.“<sup>92</sup>

Schon der Tod eines der Erwerbstätigen konnte die labile Existenzgrundlage zerstören. Die Situation in diesem Beispiel wäre wahrscheinlich noch prekärer gewesen, wenn nicht die meisten Kinder ihren Lebensunterhalt bereits selbst hätten bestreiten können.

Ähnlich wie der Wegfall der Kartoffel als Nahrungsgrundlage im Irland der 1840er Jahre führte auch die Krise und schließlich der faktische Zusammenbruch der häuslichen Leinenindustrie im 19. Jahrhundert zu einer Zersetzung der Lebensgrundlage der unteren Schichten. Dieser Prozess setzte allerdings langsam genug ein um den betroffenen Gruppen wenigstens eine Reaktion auf die Umwälzungen zu ermöglichen. Die Quelle für das Ende der Heimtextilindustrie muss in den Textilprodukten und Fortschritten des zunehmend industrialisierten Weltmarktes gesehen werden. Insbesondere die Briten vollzogen die Umstellung auf moderne Methoden schneller und sicherten sich während der Napoleonischen Kriege die wichtigen Absatzmärkte in Südamerika. Die maschinelle Massenproduktion durch die Briten vor allem in Nordirland und die Umstellung auf die besser zu verarbeitende Baumwolle entzogen der westfälischen Textilindustrie den Exportmarkt. Hinzu kamen auf regionaler Ebene die drei Großspinnereien, die in Bielefeld 1851, 1855 und 1862 gegründet wurden und so den umliegenden Gebieten der Heimarbeit eine übermächtige Konkurrenz entgegenstellten.<sup>93</sup> Die Erneuerung des Heimgewerbes durch das Entstehen einer Tabakindustrie Anfang des 20. Jahrhunderts in der Region kam zu spät um die bestehenden Strukturen zu erhalten; die ehemals am dichtesten bevölkerte Region Preußens verlor mehr und mehr Einwohner.<sup>94</sup> Andere Historiker sehen die Krise der unteren ländlichen Bevölkerung hauptsächlich in den Folgen der Agrarreformen, ins-

---

<sup>92</sup> Franz Bolles an seinen Bruder in den USA am 9.9.1877, Band I, S. 110. Die fehlerlose Rechtschreibung des Briefes legt nahe, dass die „Kopie“, die Kammeier erhielt, eine Abschrift und keine Fotokopie des Originalbriefes war, vgl. auch Kamphoefner, Westfalen, S. 28f., Kammeier, Amerikaauswanderung, S. 47 – 53 und 82, Riechmann, S. 105ff.

<sup>93</sup> Kammeier, Amerikaauswanderung, S. 82, Aengenvoort, s. 77f, Kamphoefner, Westfalen, S. 29f.

<sup>94</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 30.

besondere der Markenteilung, die ebenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts die Situation der Heuerlinge verschlechterten. Die anteilige Auflösung der allgemein zugänglichen Marken schadete vor allem den Heuerlingen; der Verlust ihrer Nutzungsrechte wurde durch die am bisherigen Besitz bemessenen Zugewinne an Land nicht ausgeglichen.<sup>95</sup> Ob der wirtschaftliche Schwerpunkt der Heuerlinge nun in der Landwirtschaft oder im Heimgewerbe lag - sicher ist, dass die Krisen beider Bereiche diese Menschen vor schwerwiegende ökonomische Probleme stellte.

Eine der möglichen Ursachen für die deutsche Auswanderung wurde häufig in den zwei Grundformen der Erbschaft gesehen, die in verschiedenen Teilen Deutschlands im 19. Jahrhundert auf dem Lande üblich waren. In der Tat waren es besonders die Kinder, die im Erbfall übergegangen oder ausgezahlt wurden und denen die Möglichkeit der Auswanderung besonders verlockend erscheinen musste. Hierzu ergänzt Bolles:

„Unser Schwager Heinrich Sudmeyer starb, und da hat sich Sophie wieder verheiratet mit dem Colon Kölling in Rahden (Sanders Sohn vom Hundeorte). Kölling hat daraufhin die ganze Bollesche Stätte verpachtet, und Sophie ist nach Kölling in Rahden gezogen. Die Kinder kamen alle umher, denn Sophie hat kein einziges Kind bei sich behalten. Es ist auch keinen von den Kindern ein Erbrecht an die Stätte verschrieben worden.“<sup>96</sup>

Allerdings erscheinen die Unterschiede zwischen den Systemen des Anerbenrechtes und der Realteilung nicht wesentlich zu sein, da beide Systeme unter den gegebenen Umständen Auswanderung unterstützten. Zwar scheint das eher im norddeutschen Raum verbreitete Anerbenrecht durch die geschlossene Übergabe des Hofes und das späte Heiratsalter der übrigen Geschwister gegenüber den traditionell im Süden durch Realteilung entstehenden Zwergparzellen im Vorteil zu sein, jedoch wurde durch das Heuerlings- und Heimarbeitsystem ein ähnlicher Effekt erreicht. Geschwister, die nicht den Hof sondern eine finanzielle Entschädigung erhielten, hatten dadurch zum einen oftmals die Mittel zur Auswanderung und belasteten zum anderen zusätzlich die Finanzen der Hoferben.<sup>97</sup>

Es kann mittlerweile als sicher gelten, dass die Auswanderung, die in Reaktion auf die gescheiterte Revolution von 1848 erfolgte, zumindest quantitativ zu vernach-

<sup>95</sup> Aengenvoort, S. 87 – 92,

<sup>96</sup> Franz Bolles am 9.9.1877 an seinen Bruder, Band I, S. 111.

<sup>97</sup> Vergleiche Kamphoefner, Westfalen, S. 22f, Nugent, Crossings, S. 67 und Kammeier, Amerika- auswanderung, S. 44.

lässigen ist. Allerdings kann man eben diese Aufstände als Indiz für die wachsende Unzufriedenheit der unteren und politisch schwachen Bevölkerungsschichten ansehen.<sup>98</sup> Neuere Forschungen haben ergeben, dass es 1848 auch in den ländlichen Kreisen Minden und Lübbecke zu Unruhen und Ausschreitungen kam. Insbesondere befassten sich die Forderungen der Demonstranten mit regionalen, sozial-ökonomischen Fragen wie der Gutsuntertänigkeit, den Steuern und der politischen Rolle der unteren Stände.<sup>99</sup> Letztendlich wurden diese Unruhen zu einem wesentlichen Teil durch die soziale Spaltung der ländlichen Bevölkerung beendet, ein Umstand, der die Frustration der Heuerlinge und Kleinbauern besonders verstärkt haben dürfte.<sup>100</sup>

Zu den Faktoren, die den potentiellen Auswanderern das Verlassen ihrer bisherigen Lebenswelt nahelegten, gesellte sich die häufige und ausdauernde Erwägung der Alternative Amerika. Kamphoefner beispielsweise sieht diesen Faktor als vergleichsweise stabil an. Bürgerkrieg und Wirtschaftsdepressionen hätten zwar die „Zugkraft Amerikas“ bisweilen unterbrochen und die Einwanderung verzögert, im Gegensatz zu den höchst unterschiedlichen regionalen Schubfaktoren sei diese allerdings relativ konstant gewesen.<sup>101</sup> Die Lektüre der Briefe bestätigt diesen Eindruck, sind doch Warnungen vor Amerika selten und insbesondere erst am Ende des Beobachtungszeitraumes zu finden. Wieder und wieder finden sich Vergleiche zwischen Amerika und Deutschland, aus denen Amerika als die bessere Wahl hervorgeht:

„und Wiese, die sind noch bei uns, den habe ich Schon mehrmahl ge sprochgen und habe ihn gefragt, obt er auch wieder nacht Deuchland Möchte. der sacht, in sein leben wolte er Deuchland nicht wieder sehen, den es gefehlt ihn hier gans guth. und so auch Christoph Remmert. der sacht, er täte sich jeden Tach ergen, das er nicht vor 10 Jahr wech gegangen währ. So währ er viel reicher (...)<sup>102</sup>

Eines der besonders überzeugenden Argumente war sicherlich die Behauptung der Autoren, selbst mit den gutsituierten Bauern nicht tauschen zu wollen:

---

<sup>98</sup> Hochbruck, Wolfgang (Ed.), Achtundvierziger / Forty-Eighters. Die Deutschen Revolutionen von 1848 - 49, die Vereinigten Staaten und der amerikanische Bürgerkrieg, Münster 2000, Kamphoefner, Westfalen, S. 75 – 81.

<sup>99</sup> Wilde, Hanna, Unruhen in den Kreisen Minden und Lübbecke im Revolutionsjahr 1848, in: MMG 69 (1998), Minden 1997, S. 7 - 45, siehe vor allem die Zusammenfassung S. 38

<sup>100</sup> Vergleiche hierzu die Ereignisse vom 23. März bis zum 2. April in Volmerdingsen, Wilde, S. 14f und 18f.

<sup>101</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 19.

<sup>102</sup> Christoph Richter am 25.3.1870, Band III, S. 58.

„Mein hertzt geliebte Eltern, Bruder und Schwigerin, ich möchte wünschen, das ihr so gut zu Friden wäret wie ich bin, wen ihr mier auch eine Bauernstelle geben woltet, das täte ich nicht.“<sup>103</sup>

So sind es die Briefe selbst, die die Anziehungskraft Amerikas repräsentieren konnten, die auch oftmals einen Auswanderungsimpuls vorgegeben haben mögen: Sie sind gleichermaßen auf der Seite der Ursachen und der Anlässe zu nennen.

## 2. Der Stein des Anstoßes: Konkrete Auswanderungsanlässe

Wie schon vorher in dieser Arbeit erwähnt, hat sich zu einem gewissen Grad ein Modell in der Literaturkritik durchgesetzt, dass die Hintergründe der Auswanderung mit Schub- und Zugfaktoren zu erklären versucht. In der Tat erscheint es sinnvoll, in bezug auf die Ursachen der Auswanderung und die Entstehung einer Auswanderungsbereitschaft ein solches Modell sich ergänzender Faktoren zu verwenden. Es darf allerdings keine Gleichrangigkeit der Faktoren unterstellt werden oder der Eindruck entstehen, dass sich einzelne Faktoren gegenseitig ausschließen würden.<sup>104</sup> Schwieriger wird das Abwägen der Faktoren bei der Frage nach dem tatsächlichen Auswanderungsanlass. Auch hier mag oft eine Ansammlung verschiedener Faktoren die Migrationsentscheidung ausgelöst haben, mitunter gab es aber auch bestimmte Anlässe, die als 'Tropfen', das sprichwörtliche 'Fass zum Überlaufen' brachten. So ergibt sich beispielsweise ein starker Einfluß der Kornpreise, vor allem aber der Leinenpreise an der Legge auf die Auswandererzahlen im Raum Osnabrück; eine angestrenzte Wirtschaftslage konnte also durchaus direkt die Auswanderung beeinflussen.<sup>105</sup> Allerdings darf man nicht den Fehler begehen, derart gewichtige Entscheidungen eines Menschen lediglich der nüchternen Abwägung von Faktoren zuzuschreiben, seien auch psychologische Faktoren inbegriffen. Oft hatte eine Auswanderung einen konkreten Anlass und benötigte diesen auch. Einige Beispiele sollen diese Beobachtung im Folgenden belegen.

Eine These, die oft diskutiert wird, wenn nach den Unterschieden zwischen den Auswanderern und ihren daheim gebliebenen Nachbarn gefragt wird, lässt sich sehr gut durch die Beobachtung eines der Briefautoren beschreiben. Heinrich Griepenstroh wanderte um 1880 aus. Von ihm sind in den Kammeierschen Quellensammlungen

<sup>103</sup> Margarethe Winkelmeier am 21.8.1868, Band I, S. 67.

<sup>104</sup> Vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 19.

<sup>105</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 68 – 70.

zahlreiche Briefe vorhanden, die ein umfassendes Bild seines Werdegangs in den USA erlauben. Er selbst fasst diesen in einem relativ späten Brief an seine Verwandten 1893 zusammen:

„(...) aber ich meine, wenn die Kinder erst so alt sind, das sie sich selber helfen können, so sollen sie ihr bestes tun und gehen, wo es am besten ist und am besten fertig werden können, den wie Sauer muß ihr euch da quälen. und ich hätte es auch müssen, wenn ich da gewesen wär. Aber Gott sei Dank, ich bin in eine Welt, wo ich mein bestes Auskommen habe. wenn ich danach mache, so kann man hier mit der Zeit gut ab sein. auch verliert man hier viel Geld, aber es ist geschwind wieder zu machen, den bald ist man arm und Reich, das wechselt hier so immer ab.“<sup>106</sup>

Die Fragestellung, die sich hier ergibt ist nicht leicht zu klären: Wie abenteuerlustig die Auswanderer waren und welchen Bedarf an Sicherheit sie hatten, könnte wohl nur von der Psychologie befriedigend beantwortet werden. Einige Hinweise auf die Antwort sollen aber auch in den folgenden Kapiteln gegeben werden.<sup>107</sup> Sicherlich klingt Griepenstroh hier zu unbeschwert und an anderer Stelle bemerkt er auch, er habe in Amerika „ein Schweres Anfang gehabt.“<sup>108</sup> Diese Passage erinnert aber daran, dass Auswanderer, selbst wenn sie wie Griepenstroh in gut organisierte Netzwerke aufgenommen wurden, immernoch viel Mut aufbringen mussten, um die Reise nach Amerika anzutreten. Griepenstroh selbst zeigt sich glücklich, dass er „damals in die Dumheit fort gekommen“<sup>109</sup> sei. Dieser Ausdruck lässt vermuten, dass er nach eigenem Empfinden die Widrigkeiten der Auswanderung seinerzeit unterschätzte. Wie erfolgreich die westfälischen Auswanderer tatsächlich waren und ob ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben sich bestätigten, zeigte sich erst am Ziel ihrer Reise und soll auch dementsprechend in diesem Zusammenhang diskutiert werden.<sup>110</sup>

Neben dem Heranziehen der Zeit vor der Auswanderung zu Vergleichen mit der gegenwärtigen, meistens besseren Lebenssituation wird sie in den Briefen nur selten erwähnt. Vereinzelt werden allerdings Widrigkeiten angesprochen, welche die Auswanderung prägten. Auffallend ist hierbei, dass drei dieser vier seltenen Fälle von weibliche Autoren beschrieben werden. Im Fall der Familie Dunker sind Briefe von beiden Ehepartnern erhalten, allerdings geht nur Wilhelmine gegenüber ihrem Elternhaus auf die Probleme im Bezug auf ihre Auswanderung ein. Ihr Mann Ludwig

---

<sup>106</sup> Heinrich Griepenstroh am 5.7.1893, Band III, S. 154.

<sup>107</sup> Vergleiche Kapitel IV.2 und V.4.

<sup>108</sup> Heinrich Griepenstroh am 22.2.1888, Band III, S. 141.

<sup>109</sup> Heinrich Griepenstroh am 3.12.1910, Band III, S. 161.

<sup>110</sup> Vgl. Kapitel III.3.

war nach 13 Jahren Ehe 1853 alleine in die USA zu seinen Eltern ausgewandert; seine Frau und die vier Kinder folgten ein Jahr später. Prekär war die Situation, weil Ludwig in Deutschland ein Alkoholproblem hatte, welches vermutlich auch für die Aufgabe seiner Bauernstelle in Rahden mitverantwortlich war.<sup>111</sup> Die Auswanderung stellte für die Dunkers einen radikalen Neuanfang dar, der insbesondere mit einer stark religiösen Note einher ging. Im Rückblick auf ihre Situation kurz vor der Auswanderung resümiert Wilhelmine:

„es haben welche Leute gelacht und mich für Thöricht erkannt, wie ich fort wolte nach Amerika. ich glaube, es ist Gottes Leitung und führung gewesen. ich hab es keinen so gesagt, wie ich mannig mal zu muthe war, wenn ich mir meine Lage recht betrachtete. ihr habt mich gut fort geholfen und nicht stecken lassen, wenn ich in Verlegenheit wahr. das wahr mir auch schwär, das ich euch zur Last, und es währe nicht viel besser geworden.“<sup>112</sup>

Ein weiterer bemerkenswerter Fall ist die Auswanderung von Anna Kaiser, die aus ungeklärten Gründen nach der Trennung von ihrem ersten Mann auswanderte; über ihre Motive kann nur gemutmaßt werden, zumal sie eine offensichtlich junge Tochter bei Ihrer Mutter in Rahden zurück ließ, um die sie sich in der Folgezeit sehr sorgte:

„wo Du liebe Mutter schreibst, das Selde (die Tochter Griselda, Anm. d. A.) krank gewesen, was mich arg aufgeregt hat. (...) Ich hätte nie gedacht, daß das Kind krank werden könnte, es war doch besser das sie dort war. Doch denke ich oft, wie ich das Kind haben da lassen können, jetzt könnte ich es nicht mehr, wenn ichs noch mal zu thun hätte. man weiß ja nicht was mal passieren kann, wie lange wird das noch währen, das ich so viel zusammen gespart habe, das ich mein Kind wieder sehen kann.“<sup>113</sup>

Andere Autoren gehen nur kurz auf problematische Hintergründe ihrer Auswanderung ein, So bemerkt Wilhelmine Ehrlich: „das es nicht recht war, daß ich vort ging, daß weiß ich wohl, aber ich konnte nicht bleiben, es war, als worde ich dazu getriebe.“ Direkter in der Schuldzuweisung ist Heinrich Schiermeier: „Ich weiß wie sie mir nackt zum Land hinaus geschickt haben und ich Glaube so sollten sie es mit Charl auch wohl gemacht haben.“ Solche Briefstellen konnten wahrscheinlich entstehen, weil die Adressaten selbst nicht Teil des Problemfeldes waren sondern in eben diesen Krisensituationen den Auswanderern halfen. Wenn insbesondere die Familien Ausgangspunkt der Krise waren, kann man kaum erwarten in den Briefen Hinweise darauf zu finden. Setzt man diese wenigen Fälle in Relation zu den mehr

<sup>111</sup> „aber die Freude hatte ich schon, das er kein Schnaps mehr trank“, Wilhelmine Dunker 1854/55, Band III, S. 24, vergleiche Kammeier, Band III, S. 20.

<sup>112</sup> Wilhelmine Dunker am 3.1.1856, Band III, S. 29.

<sup>113</sup> Anna Kaiser am 5.5.1890, Band I, S. 158.

als 100 Briefschreibern insgesamt, so kann man persönliche Probleme sicherlich nicht als Hauptfaktor ansehen. Allerdings macht die Vermutung, dass die Dunkelziffer höher liegen könnte und die Relevanz, die solche fundamentalen Probleme für die betreffenden hatten, diesen Bereich für eine Skizzierung der Auswanderungserfahrung interessant.

Friedrich Gottlieb Schwettmann berichtet von einer der interessantesten und abenteuerlichsten Auswanderungsunternehmungen. Im Auftrag seines Bruders Wilhelm hielt Friedrich um die Hand einer jungen Frau Namens Wilhelmine Meier an, die zumindest Friedrich bis dahin nicht bekannt war. Er selbst ist überrascht und nicht ganz zweifelsfrei in bezug auf dieses Vorhaben:

„Ich muß das Vertrauen zu Euch haben, daß diesem höchst wichtigen Schritte gehörige Überlegung und rechte Ansicht vorangegangen, und deshalb bringe ich hiermit mit den Meinigen, besonders meiner Frau, die herzlichste Gratulation. (...) Es thut uns übrigens sehr leid, daß Ihr uns nicht eher mit diesem Plane habt bekannt gemacht, damit wir für eine Vorbildung, wenigstens im Nähen, Stricken, Waschen, Haushalt und in der Kleidung pp. haben sorgen können. (...) Den Brief habe ich selbst, lieber Wilhelm, Deiner Braut ausgehändigt, und bei dieser Gelegenheit ihren Charakter vortrefflich gefunden. Dies giebt mir auch die Gewißheit, daß Du mit Ihr glücklich leben kannst, und giebt mir eine rechte Beruhigung.“<sup>114</sup>

Auch wenn man nicht wie Kammeier davon ausgehen kann, dass auch Wilhelm seine zukünftige Frau nicht kannte, so lässt doch die Überraschung und die Unsicherheit Friedrichs keine Liebesheirat vermuten.<sup>115</sup> Aufgrund der Überzahl männlicher Einwanderer war die Auswahl an potentiellen Ehefrauen in der neuen Welt eher schlecht. In der Herkunftsregion stellte sich das Geschlechterverhältnis dementsprechend umgekehrt dar. Die Frauen hatten hier eine schlechte Ausgangslage, insbesondere da sie wie Wilhelmine selbst kaum über Finanzmittel verfügten und deren Eltern „derartig verschuldet sind, daß Nichts mehr von ihrer Stette ihnen gehört.“<sup>116</sup> So war eine Hochzeit auch eine Frage ökonomischer Sicherung und in diesem Fall Möglichkeit und Anlass zur Auswanderung.

Ähnlich wie in diesem Fall konnten auch junge Männer und Frauen vor allem über die Briefe zur Emigration angeregt werden. Mitunter wurden in Deutschland Arbeits-

---

<sup>114</sup> Friedrich Gottlieb Schwettmann an seine Brüder am 17.8.1854, Band I, S. 27 – 29.

<sup>115</sup> Für diese These findet sich kein Beleg, vergleiche Kammeier, Band I, S. 27.

<sup>116</sup> Friedrich Gottlieb Schwettmann an seine Brüder am 17.8.1854, Band I, S. 29, das Vermögen von Wilhelmine Meier in Höhe von 100 Reichstalern wurde von einem Vormund verwaltet, da sie noch keine 24 Jahre alt war, ebd., vgl. Nugent, Crossings, S. 70.

kräfte für die Farmen der Ausgewanderten regelrecht bestellt, wie von Christoph Richter:

„wenn friderig selber kommen sol, das der mir Einen guten starken Jungen mit bring. – wen da Einer ist, der das geld nicht hat, so kahn er auslegen, wen er so guth sein Wil, sen ich bezahles ihn gleicht wieder zurück.“<sup>117</sup>

Diese Hilfestellung bei der Auswanderung beinhaltete manchmal sogar, daß Migranten zurückkehrten, um potentielle Auswanderer abzuholen und persönlich zu begleiten: „Br. Henry schreibt mir, daß Er über 2 Jahre nach Deutschland geht, um Eure Jungens zu holen. Wenn Ihr mir das Reisegeld schickt, will ich sie auch wohl holen.“<sup>118</sup>

Bevor nun der Reiseverlauf der Auswanderung näher beschrieben wird, sei noch einmal vermerkt, dass die Auswanderung nach Übersee selbst bei einem Auswanderungsentschluß nicht alternativlos war, insbesondere in Regionen, die über eine andere Wanderungstradition verfügten. Die Netzwerke der europäischen und deutschen Binnenmigration waren denen der Amerikaauswanderung nicht nur artverwandt, die transatlantische Migration ging strukturell auch aus diesen hervor.<sup>119</sup> Deutlich wird die Ähnlichkeit bei Betrachtung der Migration aus den südlichen Gebieten des heutigen Ostwestfalen; diese lagen im Einzugsbereich des Ruhrgebietes und die dort entstehende Industrie vermochte den Bevölkerungsüberschuß dieser Region zu großen Teilen aufzunehmen.<sup>120</sup>

Auch wenn die Binnenmigration sich nicht in den Berichten der Amerikafahrer widerspiegelt, so wird in ihnen doch der wachsende Grad an Industrialisierung deutlich, der allerdings erst am Anfang des 20. Jahrhunderts auch im peripheren Nordwestfälischen Raum spürbar war.<sup>121</sup> So beschreibt Heinrich Niedringhaus 1891 zwei für die infrastrukturelle Erschließung wichtige Projekte; den Mittellandkanal und die Eisenbahnlinie von Bünde nach Bassum:

---

<sup>117</sup> Christoph Richter am 25.3.1870, Band III, S. 58.

<sup>118</sup> August Oberschulte am 10.11.1900, Band III, S. 256. Zu den Netzwerken siehe auch Kapitel VI.2.

<sup>119</sup> Thistlethwaite in: Vecoli, S. 29.

<sup>120</sup> Siehe Anhang 5, vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 41, Bade, Europa, S. 154 und S. 80 – 82, Lange-wiesche, Dieter und Friedrich Lenger, Internal Migration: Persistence and Mobility, in: Bade, Klaus J., Population, Labour and Migration in 19th and 20<sup>th</sup>-Century Germany, Leamington Spa 1987, S. 87 – 100.

<sup>121</sup> Vgl. Beck, Protestanten, S. 27f.

„und du Schreibst, das der Kanal da her kommt; das ist gut für die kleinen Leute. Aber sie wolten das hier noch nicht glauben, das koste zu viel geld! kommt die bahn da den nicht her? Licht die ganz Still oder fahren sie da schon mit?“<sup>122</sup>

In den nächsten zwei Jahrzehnten gleichen sich die Verhältnisse der Auswanderer und der zu Hause gebliebenen weiter an. August Oberschulte und Heinrich Niedringhaus halten zur Jahrhundertwende die Verhältnisse in Deutschland für besser.<sup>123</sup> Heinrich Währing bemerkt anerkennend:

„aber das Ihr so vornehm werdet und mit Elecktrisches Licht und Motohren herum hantiret, habe ich nicht gedacht, den das hat noch nicht mahl der Amerikaner auf den Lande und der glaubt doch, er ist immer Forn wech. es muß sich da düchtig in die Acherwirtschaft geändert haben und alles wohl mehr in großen gehen.“

Es wird hier deutlich, dass sich die ökonomischen Bedingungen in Deutschland veränderten. Tatsächlich wurde aus der Emigration eine umfangreiche Binnenmigration. Diese „größte Massenbewegung der deutschen Geschichte“ veranlasste circa 15 bis 16 Millionen Menschen im Gebiet des Deutschen Reiches die Grenzen ihrer Länder oder Provinzen zu überschreiten. Die gesamte Binnenwanderung erfasste zwischen 1860 und 1914 fast jeden zweiten Deutschen.<sup>124</sup> Schließlich wanderten sogar zahlreiche Ausländer in die Produktionszentren der aufstrebenden Industrienation, vor allem aus Ostpreußen und Polen.<sup>125</sup>

---

<sup>122</sup> Heinrich Niedringhaus am 21.12.1891, Band IV, S. 10, die Bahnstrecke wurde 1898/99 eröffnet, der Bau des Mittellandkanals begann erst 1910, Beck, Protestanten, S. 27f.

<sup>123</sup> August Oberschulte am 26.5.1898, Band III, S. 252, Heinrich Niedringhaus am 12.8.1900, Band IV, S. 18.

<sup>124</sup> Köllmann, Wolfgang, Bevölkerungsgeschichte 1800 - 1970, in: Aubin, Hermann und Wolfgang Zorn (Ed.), Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 2, Stuttgart 1976, S. 20.

<sup>125</sup> Vgl. Bade, Europa, S. 80 – 82, S. 167, auch Langewiesche in: Bade, Population, S. 91.

### 3. Die Reise

Die Tage oder Wochen der Überfahrt nehmen zeitlich einen deutlich kleineren Raum ein, als es die lange Entscheidungsfindung und die Vorbereitung der Auswanderung oder die allmähliche und mitunter problematische Eingliederung der Migranten in die Zielgesellschaft taten. Vielleicht liegt es daran, dass diese Phase der Auswanderung im Allgemeinen eher als zweitrangig betrachtet wird. Insbesondere die Wirkung dieser Erfahrung auf die Migranten wurde in der wissenschaftlichen Literatur bisher kaum berücksichtigt.<sup>126</sup> In den ersten Briefen an die Verwandten in Deutschland hingegen, die oft ziemlich bald nach Ankunft in den Amerika und manchmal schon während der Reise verfasst wurden, finden sich häufig Schilderungen der für die Westfalen äußerst ungewöhnlichen Überfahrt. Allerdings begann die Reise meistens schon einige Tage bevor die Auswanderer das Haus verließen mit der Verabschiedung von den vertrauten Freunden und Verwandten und setzte sich auch nach Ankunft der Segel- oder Dampfschiffe für eine gewisse Zeit fort. Die Reise, dieser transformierende Prozess, dieses Interim zwischen der alten Heimat und der neuen Welt hatte eine Tragweite, die das Leben des Betreffenden genauso intensiv und nachhaltig verändern konnte wie Geburt, Hochzeit oder Tod; sie war das Ergebnis der Entwicklungen in der Herkunftsregion und der Anfangspunkt des neuen Lebensabschnittes.<sup>127</sup>

Auch wenn das Phänomen der Rückwanderung in der modernen historischen Forschung mehr und mehr an Interesse gewinnt, so liegt doch ein wesentlicher Teil der Schwere der Auswanderungsentscheidung im Abschied, da doch insbesondere zu Beginn des Beobachtungszeitraumes ein Wiedersehen der Zurückbleibenden im Diesseits in der Regel nicht erwartet wurde.<sup>128</sup> Die Abschiedssituation lässt sich in zwei Kategorien unterteilen; erstens den fröhlichen, öffentlichen Abschied mit optimistischem, festlichem Grundtenor, der dementsprechend positiv auf die Gemeinschaft wirkte und zweitens die Verabschiedung der Auswanderer in der Familie. Der letztere gestaltete sich aufgrund des hohen Verlustcharakters wesentlich be-

---

<sup>126</sup> Die größte Ausnahme stellt in dieser Beziehung der ungemein aufschlussreiche Artikel von Peter Assion dar, Assion, Peter, Abschied, Überfahrt und Ankunft. Zur brauchtümlichen Bewältigung des Auswanderungsverlaufs in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerika- auswanderung, Marburg 1985, S. 125 - 150.

<sup>127</sup> Assion in: Assion, Aufbruch, S. 125.

<sup>128</sup> Assion in: Assion, Aufbruch, S. 126, vergleiche zu der Diskussion um die Rückwanderung Kapitel V.4 .

drückender. Das soziale Sicherungssystem der Familie war durch die räumliche Trennung gefährdet, wenn auch nicht automatisch zerstört. Zu der ökonomischen Unsicherheit aller Beteiligten kam die besonders bis zur Jahrhundertwende zuweilen berechnete Sorge um die Gesundheit und das Wohlergehen der Migranten auf der langen Seereise und in der fremden Welt. Vor allem aber ist die zeitlich unbefristete Trennung von Familienangehörigen nicht zu unterschätzen; nicht selten glich dieser vermeintlich endgültige Abschied für die ‚Hinterbliebenen‘ einer Todeserfahrung.<sup>129</sup> Mitunter entzogen sich die Auswanderer aber auch des schweren Abschieds und bra-chen im Schutze der Nacht auf.<sup>130</sup>

Der erste Teil der Reise führte zum Auswanderungshafen, im Falle der ostwestfälischen Auswanderer war dies in aller Regel Bremen. Hier bot sich den Verwandten die Möglichkeit, den Abschied noch etwas heraus zu zögern, indem sie sich bis zur Gemarkungsgrenze, zum Bahnhof oder sogar bis ganz nach Bremen anschlossen.<sup>131</sup> Besonders eindrucksvoll ist die Schilderung des Abschiedes von Charlotte Kloppenburg, die offenbar bis zum Bahnhof in Bünde begleitet wurde:

„Lieber Bruder, ich kann nicht vergessen, wie Du mich hinbegleitest auf der Eisenbahn, wie sie da noch ein wenig gesteht hatte. wie ich schohn auf der Eisenbahn war, da bist du noch einmahl gekommen und hast mir den leten Händedruck gegeben, vielleicht in diesem leben für immer. Es kommt mir immer so vor, als wen ich dich da noch stehen sehe. Ich kann dir nicht genug danken, das hatt mich sehr gefreut.“<sup>132</sup>

In Bremen angekommen wandelte sich nicht selten die Stimmung der Migranten, wurden sie vor einigen Stunden zumeist noch warmherzig verabschiedet, sahen sie sich jetzt allerlei Risiken gegenüber. Die Ahnungslosigkeit vieler Auswanderer aus ländlichen Regionen, unvertraut mit den Gepflogenheiten der Stadt, machte sie wiederholt zum Ziel betrügerischer Geschäfte. Dies betraf sowohl die europäischen wie auch die amerikanischen Häfen. Mit zum Teil professionalisierten Strukturen versuchten einige Gasthausbesitzer mittels ‚Litzer‘ oder Englisch ‚Runner‘ genannter Laufburschen die teilweise orientierungslosen Migranten in ihre Häuser zu locken, um sie dort systematisch um ihr Geld zu bringen.<sup>133</sup> Um solchen Missbräuchen

<sup>129</sup> vgl. Kraut, Masses, S. 43f, Assion in: Assion, Aufbruch, S. 126 – 136, zu der Todesassoziation siehe ebd., S. 132.

<sup>130</sup> Assion in: Assion, Aufbruch, S. 135.

<sup>131</sup> Drei der Auswanderer verweisen für Erlebnisse in Bremen an die mitgefahrenen Brüder, vgl. Friedrich Pohlmann am 27.5.1882, Band II, S. 222, Heinrich Niedringhaus am 27.9.1891, Band IV, S. 5 und August Oberschulte am 31.7.1882, Band III, S. 244.

<sup>132</sup> Charlotte Kloppenburg am 19.1.1890, Band I, S. 105.

<sup>133</sup> Vgl. Gelberg, Auswanderung, S. 12 und 58 - 60, Riechmann, S. 249 und 264.

vorzubeugen, wurden die Auswandererhäuser nach und nach staatlicher Kontrollen unterzogen und durch öffentliche Einrichtungen wie das Einwandererdepot von ‚Castle Garden‘ in New York ergänzt. Dessen Funktion beschreibt Friedrich Telkemeier 1896:

„Wie wir in New York ankamen, wurden wir gleich von einem angestellten des Emigrantenhauses in Empfang genommen und von ihm ins Emigrantenhaus geführt. Der sorgt dann auch für das Gepäck und für die Fahrkarte zur Weiterreise. Mit einem Wort: man braucht sich um nichts mehr zu kümmern.“<sup>134</sup>

Aber auch wenn gesetzliche Regelungen sich mit diesem Problem beschäftigten, waren die Reisenden niemals ganz sicher, wie der Bericht von Johann Wilhelm Tubbesing über die unterschiedlichen Verhältnisse in Bremen zeigt:

„Wir fanden jedoch bald heraus, daß auf Anordnung der Polizei jedermann 15 Sous für ein Tages- und Nachtquartier zu zahlen hatte und deshalb machte es nichts aus, obwohl wir ein derartiges Essen von Haus aus nicht gewöhnt waren. Viele sagten, daß sie auf Stroh schlafen mußten und dennoch 15 Sous zu zahlen hätten.“<sup>135</sup>

Auch die Währungsumstellung sorgte für Komplikationen, nicht selten zum Schaden der Auswanderer. Über einen Geldwechsler notiert Tubbesing einen Tag später:

„Diejenigen, die allein dorthin gegangen waren, hatten ebenfalls zuviel bezahlt. Es wäre besser gewesen für jeden, wenn er mich mitgenommen hätte, weil in einer solchen großen Stadt jeder nimmt, was er bekommen kann.“<sup>136</sup>

Der Einfluß der Schifffahrtsgesellschaften auf die gesamte Migration des 19. Jahrhunderts ist ein nicht zu unterschätzender Faktor für ihr Ausmaß. Allerdings konnte selbst die weitgehende Ausschaltung des Wettbewerbs unter den deutschen Reedereien und das damit verbundene Preismonopol die Macht der Gesellschaften nicht unbegrenzt steigern; sie waren immer noch von den Rahmenbedingungen abhängig, welche die Auswanderung bestimmten.<sup>137</sup> Weit entscheidender für den Umfang der

<sup>134</sup> Friedrich Telkemeier in einem undatierten Brief an den Vater aus dem Jahre 1896, Band II, S. 335, Castle Garden wurde 1892 um das Depot auf Ellis Island ergänzt, zu den gesetzlichen Maßnahmen vgl. Gelberg, Auswanderung, S. 12 – 18 und Engelsing, S. 131ff, Riechmann, S. 57.

<sup>135</sup> Johann Wilhelm Tubbesing in seinem Reisetagebuch am 15.9.1852, Band II, S. 56, vgl. auch Wilhelm Gerlach an Onkel und Tante am 16.12.1899, Band II, S. 322.

<sup>136</sup> Johann Wilhelm Tubbesing in seinem Reisetagebuch am 16.9.1852, Band II, S. 57.

<sup>137</sup> So konnten die deutsche Reedereien zwar den Wettbewerb um die Osteuropäische Transitmigration weitestgehend für sich entscheiden, erst das Ausbleiben deutscher Emigration machte diesen Schritt allerdings nötig. Vergleiche dazu auch Just, Michael, Auswanderung und Schifffahrtsinteressen, Stuttgart 1992, S. 54f und Brattne, Berit und Sune Åkerman, The Importance of the Transport Sector for Mass Emigration, in: Runblom, Harald und Hans Norman (Ed.), From Sweden to America. A History of the Migration, Minneapolis 1976, S. 199f, die Artikel widersprechen sich in ihrer Wertung bezüglich des Einflusses der Reedereien auf die Migration, im direkten Vergleich klingt die Position von Brattne/Åkerman allerdings plausibler, die den Gesellschaften nur einen geringen Einfluss zuspricht,

transatlantischen Migration war dagegen der technische Fortschritt. Obgleich die Wandlungsmuster schon vorher existierten, machten erst Stahl und Dampf die Massenmigration des 19. Jahrhunderts möglich.<sup>138</sup> Die europäische Infrastruktur veränderte den Kontinent: Die Tonnage der Schiffe in europäischen Häfen erhöhte sich von 32.000 im Jahre 1831 auf mehr als das Hundertfache 1876, das Schienennetz verlängerte sich in dieser Zeit von 332 auf über 300.000 Kilometer.<sup>139</sup> Der Aufbau eines umfangreichen Eisenbahnnetzes sowohl in Europa als auch in den USA und die Ablösung hölzerner Segelschiffe durch die schnelleren Dampfschiffe erhöhten Sicherheit, Komfort der Reise und verkürzten sie enorm. Der Reisebericht von Johann Wilhelm Tubbesing umfasst 1852 noch 66 Tage für die Überfahrt von Bremen nach New Orleans. Während Wilhelm Meyer 1863 nach der Abfahrt aus Bremen immer noch 52 Tage auf See verbrachte, eher er in New York ankam, brauchte das Schiff von Margarethe Winkelmeier nur 4 Jahre später lediglich 14 Tage. Heinrich Griepenstroh teilt 1910 seinem Bruder mit, er fahre nach Deutschland mit der „Georg Wassington“, das ist das größte und das Allerbeste Schief, das aller neueste Schief; für die Schiffsreise waren 8 Tage angesetzt.<sup>140</sup>

Die endgültige Trennung erfolgte für viele Auswanderer auf dem Schiff, allerdings gab es hierfür während des Ablegens zunächst keine Gelegenheit. Zu hektisch gestalteten sich diese Minuten, in denen die Anker gelichtet wurden und das Schiff die besonders zur Zeit der Segelschiffe manchmal lange erwarteten guten Bedingungen zum Auslaufen nutzte. Erst als das Schiff unterwegs war und das Festland langsam hinter dem Horizont verschwand, trat die Tragweite der Entscheidung wieder in den Vordergrund.<sup>141</sup> Die Enge des Schiffes konnte in diesem Zusammenhang beklemmend auf die Auswanderer wirken, auch wenn dies nur selten wie bei Wilhelmine Ehrlich schon beim Betreten des Schiffes einsetzte:

„Nun, wie mir zu Muthe war, wie ih aufs Schiff trat, will ich dir sagen. es kamm mich vor, als käme ich auf einal ins Gefängnis und wie ich mal was sah, dan dachte ich, daß sollst du zu Haus mahl erzählen und ich kam garnicht mahl dahin.“<sup>142</sup>

---

auch wenn Bade mit Just übereinstimmt, Bade, Europa, S. 138.

<sup>138</sup> Nugent, Crossings, S. 36 – 38.

<sup>139</sup> Hoerder in: Hoerder, Migrants, S. 36.

<sup>140</sup> Johann Wilhelm Tubbesing berichtet in seinem Tagebuch über die Reise vom 19.9. bis zum 25.11.1852, Band II, S. 58 – 60, Wilhelm Meyer (II) am 1.10.1863, Band II, S. 114, Margarethe Winkelmeier am 11.4.1867, Band I, S. 417, Heinrich Griepenstroh am 26.2.1910, Band III, S. 160.

<sup>141</sup> Assion in: Assion, Aufbruch, S. 138f.

<sup>142</sup> Wilhelmine Ehrlich am 7.8.1881, Band II, S. 207.

Gegen die Ängste vor der Reise und die Ungewissheit der Zukunft suchten die Menschen vor der Reise in den Gaststätten der Häfen und vor allem auch später auf den Schiffen Zuflucht in vorübergehenden Gemeinschaften mit vormals Fremden. Dem Abbau von Spannungen dienten Formen der Geselligkeit, die oft Alkohol und lautes Singen umfassten, die aber andererseits im Falle vieler Ostwestfalen unter dem Eindruck der Erweckungsbewegung einen stark religiösen Charakter haben konnten. Besonders eindrucksvoll schildert Friedrich Pohlmann diesen Gegensatz, den Peter Assion als „Nachbarschaft von ‚Sündern und Heiligen‘“<sup>143</sup> bezeichnet:

„Die Paßaschire verhielten sich den ersten tag recht Wild. es wurde Wild gesungen und auf den Verdek getantz und gespielt. ich Seuftzte zu Gott: ‚vergieb ihnen, den sie wissen nicht, was sie thun.‘ dem andere Tag hörte ich oben Singen: ‚Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh‘<sup>144</sup> usw. Da wurde mein Herz Fröhlich. ich Fragte die Leute, wo sie von Haus wären. sie Sagten von Thüringen. ich gesellte mich ihnen an, da gingen wiroft ein zum andern. es fanden sich balt mehren, die den Hern suchten. Da haben wir den jeden Tag unsere Geistlichen Lieder gesungen, Morgen lieder und auch Abend lieler.“<sup>145</sup>

Zu den Eindrucksvollsten Erlebnissen auf See zählten sicherlich die besonders in den Anfangszeiten der großen Migrationswellen regelmäßig vorkommenden Todesfälle und anschließenden Seebestattungen. So schildert Johann Heinrich Höner die Reise seines Bruders:

„Auch freut er sich sehr, daß er mich antraf und daß er die schwerlichen hinter sich hatte. Das Segelschiff war mit achthundert Passagieren beladen, auch über sechzig davon gestorben.“<sup>146</sup>

Diese Zahl ist keineswegs übertrieben, vergleicht man sie mit den Aufzeichnungen des Britischen Parlamentes bezüglich der Todesraten auf den größeren Schiffen der fortschrittlichen englischen Handelsflotte desselben Jahres, die ebenfalls eine extrem hohe Sterblichkeit aufwiesen.<sup>147</sup> Im Allgemeinen waren die hygienischen Zustände auf den Auswandererschiffen bis zur Mitte des Jahrhunderts eher schlecht: Die Zwischendecks für Passagiere waren voll, der Platz für einzelne eng bemessen. In manchen englischen Schiffen mussten sich 50 Passagiere eine Toilette teilen, während sie

---

<sup>143</sup> Assion in: Assion, Aufbruch, S. 141.

<sup>144</sup> Vgl. Kapitel V.2, S. 78, bzw. Anm. 252.

<sup>145</sup> Friedrich Pohlmann am 27.5.1882, Band II, S. 223f., vgl. auch August Oberschulte am 29.8.1886, Band III, S. 251 und Wilhelmine Dunker in ihrem Brief aus dem Jahr 1854 oder 1855, Band III, S. 22., siehe auch Assion in: Assion, Aufbruch, S. 138.

<sup>146</sup> Johann Heinrich Höner am 18. 12. 1853, Band II, S. 44.

<sup>147</sup> Fourteenth General Report of the Colonial Land and Emigration Commissioners, H.C., 1854 [1833] Vol. xxviii, S. 18f, vgl. auch Riechmann, S. 261f, Kemper, Jens, The Emigrant Ships and the Irish Female Journey in the late nineteenth Century, Maynooth 2002 (unveröffentlicht), S. 10.

wegen Seekrankheit oft nicht mehr im Stande waren, ihre Nachttöpfe zu leeren und auch Ärzte waren auf den Schiffen nicht immer selbstverständlich.<sup>148</sup> Den europäischen Höhepunkt dieser Entwicklung stellten sicher die ‚coffin-ships‘ dar, die mit berüchtigten Sterblichkeitsraten die irische Küste mit den ausgezeherten Überlebenden der Hungersnot der 1840er Jahre verließen. Aber selbst wenn die Überfahrt nicht direkt lebensbedrohlich wirkte und die hygienischen Rahmenbedingungen sich im Laufe der Zeit wesentlich besserten, wie es in den späteren Jahrzehnten der Fall war, so war doch ein Todesfall auf so engem Raum nicht ungewöhnlich und ein einprägsames Erlebnis:

„Alles war krank und jammerte, und 6 Personen sind auf dem Schiff gestorben: eine alte Mutter, ein Mädchen von 28 Jahren und 4 Kinder. Des Nachts wurden die Leichen in die Tiefe des Meeres gesenkt, schrecklich, aber wahr!!!“<sup>149</sup>

Nicht alle Auswanderer reisten allerdings im Zwischendeck. Ein Bericht von Johann Wilhelm Tubbesing unterstreicht die Vorzüge der Kajütenpassagiere und schildert ferner, dass zwischen der Alten und der Neuen Welt vereinzelt auch neues Leben entstand:

„Wir waren zehn Tage auf dem Segelschiff und während dieser Zeit genoß meine Frau eine bessere Fürsorge als ihr zu Hause hätte zuteil werden können. Zehn Tage später, am 27. November, war sie soweit wiederhergestellt, daß sie mit dem Kind aufstehen konnte, und dann wechselten wir auf das Dampfschiff über, wo wir weitere zehn Tage verbrachten und einen schönen Platz wie in einer Kabine hatten. Wären wir gezwungen gewesen, unten wie in den meisten anderen Dampfschiffen zu sein, wäre es meiner Frau und meinen Kindern nicht so gut ergangen (...)“<sup>150</sup>

Trotz all dieser Widrigkeiten für die Zwischendeckpassagiere war die Fahrt allerdings keineswegs immer eine negative Erfahrung. Viele der ostwestfälischen Migranten genossen diese erste Schiffsreise und manche konnten sogar dem am häufigsten erwähnten Vorkommnis während der Reise insbesondere zu Zeiten größerer und sicherer Dampfschiffe etwas Gutes abgewinnen, dem Sturm:

„das Schiff ging immer hin und her, aber Ängstlich war keiner, den die ‚Aller‘, die geht stur weg. und, Bruder Fritz, die Wellen, die du gesehen hast, das war gar nichts gegen diese: 30 fus hoch waren diese! wen man hinten im schiff war, dan Lag man in der wiege. ich hätte wohl immer darauf Bleiben mögen, den so schlim, wie die Leute sich das vorstellen, ist es nicht. es macht Spaß zu fahren!“<sup>151</sup>

---

<sup>148</sup> Kemper, S. 14, vgl. Gelberg, Auswanderung, S. 40 – 44 und 46 – 48.

<sup>149</sup> August Oberschulte am 31. Juli 1882, Band III, S. 246.

<sup>150</sup> Johann Wilhelm Tubbesing am 21.12.1852, Band II, S. 62.

<sup>151</sup> Heinrich Niedringhaus am 27.9.1891, Band IV, S. 5.

Allerdings hatte doch die Mehrheit der Auswanderer lieber eine ruhige Reise; in der Retrospektive bewerteten die Auswanderer die Qualität der Überfahrt oft nach der Frage, wie oft und wie stark Stürme die Reise prägten. Sie waren ein ebenso selbstverständlich mit der Schiffsreise verbundenes wie auch für die Bewohner des inländischen Westfalen imposantes Schauspiel:

„Wir haben dreimal Sturm gehabt in ofner See, und daß die Wellen Haushoch angewischt kamen, daß sich das Schiff ganz auf eine Seite legte, da war ich dich bald bange vors umschlagen. die Matrosen sagten, das hätte keine Gefahr, & fluchten und sangen dabei. Wenn sie in Deutschland wüßten, wie böß es bei Sturm aussieht, der 10te theil der Menschheit ginge nicht nach America.“<sup>152</sup>

Das Verhältnis zwischen Matrosen und Passagieren war allerdings auch nicht immer von Vertrauen geprägt. Der rauhe Lebenswandel der Matrosen, der sich in den Herausforderungen der häufigen Klimawechsel und der harten Arbeit und ebensolchen Behandlung vornehmlich durch den ersten Maat manifestierte, lies diese in einem ungesitteten Licht erscheinen. Die Vermutung liegt nahe und wird durch zahlreiche Beschwerden in britischen Kommissionspapieren bestätigt, dass dieser Druck auf die Besatzung sich vor allem während der längeren Reisen auf den Seglern von Zeit zu Zeit auf die Passagiere entlud, die den Matrosen in der Bordhierarchie als schwächer erscheinen mussten.<sup>153</sup> Besonders im Falle allein auswandernder Frauen wurden in diesem Zusammenhang Bedenken geäußert: „und vor allem verwehr Euer Geld gut und seht nacht meine Schwester, den ihr könt wohl denken, wies die matrosen machen auf Schiffe, Das es sicht nicht verfürn läßt.“<sup>154</sup>

Neben Todesfällen und den Stürmen ist das dritte sehr häufig vorkommende Thema bezüglich der Reise die Übelkeit, unter der die meisten Amerikauswanderer während der Schiffsreise litten. In diesem Zusammenhang finden sich häufig Ratschläge in den Briefen, die sich auf die Verpflegung und den selbst mitgebrachten Proviant für die Überfahrt beziehen. Bremen und Hamburg hatten 1832, beziehungsweise 1837 eher als andere Häfen die sinnvolle Vollverköstigung der Passagiere eingeführt, während andere Länder inklusive der USA die Eigenversorgung der Passagiere wei-

---

<sup>152</sup> Carl Friedrich Laging am 20. 7. 1853, Band I, S. 19, vergleiche zur Regelmäßigkeit der Stürme und ihrer Bedeutung für die Qualität der Überfahrt auch Wilhelm Meyer (II) am 1.10.1863, Band II, S. 114, Friedrich Treseler am 10.2.1895, Band II, S. 316 und Friedrich Telkemeyer an seinen Vater 1896, Band II, S. 335.

<sup>153</sup> Vgl. obiges Zitat von Carl Friedrich Laging, Carl Haverkamp am 31.10.1858, Band II, S. 136 und Kemper, S. 18 - 22.

<sup>154</sup> Christoph Richter am 26.4.1867, Band III, S. 56.

terhin zuließen.<sup>155</sup> Die Ansichten der Briefautoren divergieren sehr bezüglich der Qualität der jeweiligen Schiffsküche, wobei die Meinung offenbar nicht unbedingt von der Zeit abhängig ist, in der die Auswanderung stattfand. So lobt Wilhelmine Dunker 1854 oder 1855 das ausnehmend gute Essen an Bord des Segelschiffes, während Friedrich Wehrmann es 1892 als „Schweinefressen“ titulierte.<sup>156</sup> Gerade in diesem Punkt lag für die an Auswanderung interessierten Adressaten der Briefe eine interessante Informationsfunktion, was eine diesbezügliche Anfrage seiner Familie an den ausgewanderten Carl Haverkamp belegt.<sup>157</sup>

Die Freude über die Ankunft in Amerika, die Begeisterung die oft herrschte, wenn zum ersten mal amerikanisches Land am Horizont zu erkennen war, findet sich selten in den Briefen; manchmal wird der Jubel beschrieben, der zu dieser Gelegenheit auf vielen Schiffen ausbrach.<sup>158</sup> In der Regel gehen die Berichte allerdings schnell zu den Einreiseformalitäten über, was die These von Peter Assion stützt, dass der Vorgang des Anlandens wie auch der des Ablegens von Hektik geprägt war und keine besonderen Ankunftsrituale entstehen lies.<sup>159</sup>

---

<sup>155</sup> Gelberg, Auswanderung, S. 44f.

<sup>156</sup> Friedrich Wehrmann im Jahre 1892, Band II, S. 286, Wilhelmine Dunker circa 1854 oder 1855, Band III, S. 23.

<sup>157</sup> Brief wahrscheinlich eines Bruders an Carl Haverkamp vom 9.12.1858, Band II, S. 142.

<sup>158</sup> So zum Beispiel bei Friedrich Pohlmann in seinem Brief vom 27.5.1882, Band II, S. 224, vgl. Assion in: Assion, Aufbruch, S. 142.

<sup>159</sup> Assion in: Assion, Aufbruch, S. 142.

#### 4. In der Neuen Welt: Der Aufbau einer neuen Existenz

Es ist nicht immer eindeutig auszumachen, wo die Reise für die Migranten endete. Für viele von ihnen gab es ein Wiedersehen nach langer Zeit: Sie wurden bereits in den Häfen oder zu einem späteren Zeitpunkt von vorher eingewanderten Verwandten, Freunden oder Bekannten empfangen und weiter betreut. Diese helfenden Netzwerke begleiteten, wie schon angedeutet, in manchen Fällen den gesamten Auswanderungsprozeß und hatten wesentlichen Einfluß auf Verlauf und Ziel der Migration. Andere Immigranten hatten nur sehr ungenaue Vorstellungen von der nahen Zukunft und suchten kurz nach der Ankunft eine Beschäftigung im Hafen oder nach einer Weiterreise auf den Flußdampfern des Mississippi oder mit der Eisenbahn eine Anstellung in einer der größeren Städte im Landesinneren. Oft waren ihre finanziellen Mittel erschöpft oder doch zumindest strapaziert und nachdem eine Unterkunft gefunden war, war die Suche nach Arbeit auch für die anderen Migranten von großer Wichtigkeit. In Anbetracht der Herkunft der meisten westfälischen Einwanderer waren sie in den als Zielregion zu erwartenden ländlichen Regionen anteilig nicht sehr stark vertreten, weniger beispielsweise als die skandinavischen Einwanderer. Dagegen war der Anteil derjenigen, die sich in kleineren und größeren Städten wiederfanden, erstaunlich hoch.<sup>160</sup>

Das weite, freie und verfügbare Land, das viele in den USA erwartet oder erträumt hatten erwies sich als nicht ganz so einfach zu bekommen. Ohnehin war es nicht die berühmte „*frontier*“, jener Randbereich zwischen den unbesiedelten und den mittlerweile erschlossenen Gebieten des nordamerikanischen Kontinents, welche die westfälischen Siedler lockte. Sie zogen es vor, bereits kultiviertes Land zu bearbeiten und scheuten die Mühen und Gefahren des Grenzlebens. Sehr eindrucksvoll schildert Hermann Heinrich Höner seine Erfahrungen mit diesem Grenzland, er ging allein in das seinerzeit noch dünn besiedelte Nebraska:

„nämlich mein Brüder und sein Schwiegervater, die wollten auch mit, aber die Weiber fürchteten sich dahin zu reisen, denn auf den Platz, wo wir hin wollten, wurden zwei weiße Amerikaner Erschoßen von den Indianern, das sind die wilden Menschen, was eine große Furcht einflöbte.“<sup>161</sup>

---

<sup>160</sup> Während in den USA 1900 mehr als 50 Prozent der Deutsch-Amerikaner in Städten mit mindestens 25.000 Einwohnern lebten, waren es in Deutschland in dieser Zeit weniger als 30 Prozent, Kamphoefner, Westfalen, S. 12.

<sup>161</sup> Hermann Heinrich Höner am 24.3.1856, Band II, S. 50.

Höner beschreibt weiter seinen fast sechs Monate dauernden Aufenthalt in dieser Gegend. Begleitet von einem Amerikaner machte er Erfahrungen mit den Soldaten der Grenzregion, den erwähnten Indianern und mit zahlreichen Tieren Amerikas. Häufig werden dabei die Angst und die Gefahr betont, die das Leben in dieser Region seiner Meinung nach prägten. Der Eindruck von Fremdheit und Exotik, der aus Höners Schilderungen hervorgeht, die von ihm für die Expedition zur Voraussetzung gemachte familiäre Ungebundenheit und das Fehlen anderer Deutscher in seinen Schilderungen belegen, wie unattraktiv diese jungen Siedlungsgebiete für deutsche Familien waren.<sup>162</sup>

Auch sonst erforderte der Erwerb und Betrieb einer amerikanischen Farm erhebliche finanzielle Mittel. Die Gebiete der Grenzregion, die durch das Gesetz zur freien Landvergabe, den „Homestead Act“ von 1862, den Siedler zugesprochen wurden, machten die Anschaffung von landwirtschaftlichen Werkzeugen sowie arbeitsintensive Kultivierungsmaßnahmen notwendig.<sup>163</sup> Auch wenn viele Deutsche mit dem Leben auf dem Lande vertraut waren und es häufig auch anstrebten, so unterschieden sich doch die Ziele der Auswanderer oft erheblich von den tatsächlichen Resultaten.<sup>164</sup> Da die ökonomischen Verhältnisse den Immigranten oftmals das Stadtleben nahelegten, besannen sich viele auf handwerkliche Fertigkeiten, die sie sich entweder durch Tätigkeit im Nebenerwerb in Deutschland angeeignet hatten oder in den Städten der USA erlernten. So finden sich zur Mitte des Jahrhunderts vor allem junge Einwanderer in den Städten, die oft vor eher kurzer Zeit einwanderten. Eine solche Migration in Etappen oder Stufen war charakteristisch für viele Auswanderer aus Westfalen.<sup>165</sup> Nicht selten wurden die ursprünglich für den vorübergehenden Erwerb geplanten Aufenthalte vor allem im weiteren Verlauf des Jahrhunderts zur dauerhaften Niederlassung.<sup>166</sup>

---

<sup>162</sup> Hermann Heinrich Höner am 24.3.1856, Band II, S. 50 – 52, vgl. auch Kamphoefner, Westfalen, S. 12.

<sup>163</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 12.

<sup>164</sup> Vgl. Bade, Europa, S. 150, Kamphoefner, Westfalen, S. 163f.

<sup>165</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 170f

<sup>166</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 162f, vgl. auch Bretting, Agnes, Soziale Probleme deutscher Einwanderer in New York City 1800 - 1860, Wiesbaden 1981.

Die ersten Auswanderungen des Beobachtungszeitraumes folgten hinter der 'frontier' in den bereits erschlossenen Gebieten des *Mittleren Westens*, jener Region westlich und südlich der großen Seen, die noch nicht so dicht besiedelt waren wie die Küstenregionen des Ostens und keine den Arbeitsmarkt begrenzenden Sklaven aufwiesen, wie es in den Südstaaten der Fall war.<sup>167</sup> Wie die Verteilung der Zielgebiete zeigt, werden diese Gebiete auch von den Briefautoren bevorzugt, insbesondere die Staaten Illinois und Indiana sowie später Missouri und Nebraska.<sup>168</sup> Eine interessante Ausnahme bildet Texas, der am häufigsten als Wohnort gewählte Bundesstaat, vor allem da Westfalen eher einen kleinen Teil der deutschen Immigranten in Texas ausmachten.<sup>169</sup> Auffallend ist hierbei, dass allein 9 der 17 Autoren aus der Kleinstadt Brenham schreiben. Tatsächlich ist Brenham eines der aus Westfalen „Verpflanzten Dörfer“, die sich in mehreren Staaten der USA finden lassen.<sup>170</sup> Hierbei handelt es sich um stabile und homogene ländliche Gesellschaften, in denen sich Menschen einer oft erstaunlich eng gefassten Heimatregion niederließen. Belegt wird die Homogenität des Migrationsweges unter anderem dadurch, dass alle dieser 9 erwähnten Einwanderer bis auf einen ehemaligen Bewohner eines Nachbardorfes aus einer Gemeinde stammten.<sup>171</sup>

---

<sup>167</sup> Nugent, Walter, Migration from the German and Austro-Hungarian Empires to North America, in: Cohen, Robin (Ed.), The Cambridge Survey of World Migration, Cambridge 1995, S. 104, Hoerder nennt diese Region als industrielle Kernregion der USA, vgl. Hoerder in: Hoerder, Migrants, S. 37.

<sup>168</sup> Vgl. die Karten des Herkunfts- und Zielgebietes der Auswanderer in Anhang 6 und 7.

<sup>169</sup> Vgl. Struve, Walter, Die Republik Texas, Bremen und das Hildesheimische. Ein Beitrag zur Geschichte von Auswanderung, Handel und gesellschaftlichem Wandel im 19. Jahrhundert, Hildesheim 1983, S. 46 und Anhang, Abb. 11.

<sup>170</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 169.

<sup>171</sup> Bis auf Friedrich Wilhelm Meier aus Varl handelt es sich bei den Auswanderern, die nachweislich aus Brenham schreiben, ausschließlich um Steweder.

## IV. Orientierung und Organisation der westfälischen Auswanderer in den Vereinigten Staaten

### 1. Sprachliche Hinweise auf Anglisierung in den Auswandererbriefen

Einer der naheliegendsten Forschungsbereiche für die historische Bearbeitung von Auswandererbriefen ist sicherlich die direkte Textanalyse. An dieser Stelle soll den Hinweisen auf sprachliche Assimilation der Auswanderer nachgegangen werden. Für diese Arbeit ist allerdings weniger die direkte Sprachkompetenz der Briefautoren als eher die Verweise auf Kontakte zu Anglo-Amerikanern und dem englisch geprägten Teil der amerikanischen Gesellschaft relevant. Diese Einschränkung beruht auf der Schwerpunktsetzung dieser Arbeit, die sich vornehmlich mit der individuellen Bewältigung der Migration beschäftigen soll. Daher sollen vielfach vorhandene Hinweise auf Defizite im deutschen Sprachgebrauch der Auswanderer weitgehend ignoriert werden, obwohl diese interessante Hinweise auf die Herkunft und den Bildungsstand dieser Menschen geben könnten.

Das Auftreten von Anglizismen ist bereits in den ersten Berichten der Migranten feststellbar. Die Namen der amerikanischen Städte und Orte, durch welche die Einwanderer nun reisten oder von denen sie berichteten, wurden bereits häufig in deutschen Lautschriften der englischen Sprechweise beschrieben. Die Schwierigkeiten der Städtenamen bestehen auch in den weiteren Briefkontakten fort, so finden sich Begriffe wie „Karrevonigen“ für Kalifornien oder „Schikago“ für Chicago.<sup>172</sup>

Für die Themen der Briefwechsel mit den Verwandten und Bekannten in Deutschland sind vor allem die Berufe der Briefautoren von besonderer Bedeutung. In diesem Zusammenhang soll noch einmal an den ökonomischen Hintergrund der Auswanderer vor dem Verlassen Deutschlands hingewiesen werden. Wie bereits gezeigt wurde, kamen die in dieser Arbeit thematisierten Migranten vornehmlich aus den unteren sozialen Milieus der ländlichen Randgebiete Westfalen, insbesondere aus dem Nordwestfälischen Raum. Allerdings kann festgehalten werden, dass die agrarwirtschaftliche Herkunft vieler Auswanderer nicht immer mit einer Beschäftigung im gleichen Sektor im Einwanderungsland einherging. Vieles deutet darauf hin, dass diese Migranten vielfach eine Beschäftigung in Handwerklichen Berufen annahmen.

---

<sup>172</sup> Louise Wendt am 21. eines unbekanntes Monats und Jahres an ihren Cousin, Band II, S. 245, Heinrich Niedringhaus am 15.7.1894, Band IV, S. 13.

Dennoch gab es einen ausgeprägten Wunsch nach Gründung einer Familienexistenz in Form einer Farm. So stellen die 41 Briefautoren, die nachweislich im Laufe ihres Lebens eine Farm gründeten, erwarben oder übernahmen, die deutlich größte eindeutig zuzuweisende Berufsgruppe dar.<sup>173</sup> Da die Briefe allerdings nur Stichproben aus den Lebensläufen der Auswanderer darstellen, ist die Zuordnung der Berufsgruppen aufgrund dieser Quellen schwierig. Die zahlreichen in Industrie und Handwerk tätigen und die beruflich nicht eindeutig zuzuordnenden Einwanderer könnten durchaus später Farmen erworben haben. Im Gegensatz dazu ist es eher unwahrscheinlich, dass eine vergleichsweise solide ökonomische Grundlage, wie sie eine amerikanische Farm darstellte, häufig von ihren Besitzern aufgegeben oder verkauft wurde.

Unter Berücksichtigung dieser Aspekte fallen die zahlreichen Anglizismen auf, die im Zusammenhang mit landwirtschaftlichen Begriffen Verwendung finden. Zwei Kategorien von Begriffen werden besonders häufig erwähnt. Zum einen finden sich in den Briefen der als Farmer und als Landarbeiter tätigen Einwanderer häufig englische Bezeichnungen für verschiedene Agrarerzeugnisse. Diese oft in deutscher Lautschrift wiedergegebenen Begriffe umfassen insbesondere die englischen Ausdrücke für in Deutschland unübliche oder eher unbekannte Produkte wie Baumwolle, Mais oder ‚Welschkorn‘ und Truthähne. In die zweite Kategorie fallen Maße und Einheiten, insbesondere das Getreidemaß ‚bushel‘ und das Flächenmaß ‚acre.‘ Diese äußerst zahlreich auftretenden Begriffe deuten auf eine besonders rasche Eingliederung der Deutschen im Bereich der amerikanischen Agrarwirtschaft hin. Es steht zu vermuten, dass zahlreiche Einwanderer auf amerikanischen Märkten und im beruflichen Kontakt mit anglo-amerikanischen Farmern ihre ersten Erfahrungen im regelmäßigen Umgang mit der englischen Sprache machten. Diese These wird durch die Beobachtung unterstützt, dass die deutschen Einwanderer die amerikanischen Agrartechniken weitgehend übernahmen, anstatt sich auf Verfahren aus ihrem Herkunftsland zu stützen.<sup>174</sup>

Auch darüber hinaus sind es besonders gewöhnliche Ausdrücke aus Beruf und Alltagsleben, die als Anglizismen in den Briefen Erwähnung finden. So erwähnt Margarethe Winkelmeier als eine ihrer Aufgaben das „Blumen wassern“ und Christian Heinrich Steinkamp synthetisiert aus dem von ihm häufig gebrauchten Wort „por-

---

<sup>173</sup> Auffallend ist auch die Seltenheit von Briefen aus den Erntemonaten, vgl. Anhang 9.

<sup>174</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 172f.

traits“ und dem englischen „photographs“ das Kunstwort „Portographs.“ Insbesondere die Währungsumstellung und die Ähnlichkeit der Begriffe „Thaler“ und „Dollar“ stellen die Auswanderer vor Probleme und erschweren die historische Deutung solcher Passagen.<sup>175</sup> Solche Unterschiede in Einheiten und Maßen erschwerten in manchen Bereichen sicherlich die transatlantische Kommunikation per Post: So lasen die Verwandten von Wilhelm Griepenstroh in seinem Brief, dass in seiner Umgebung jüngst Temperaturen von 110 Grad im Schatten gemessen worden waren.<sup>176</sup>

Im Laufe der Zeit begannen einige Briefautoren damit, englische Redewendungen und englischen Satzbau im Deutschen zu verwenden. Besonders auffällig sind die häufigen Anglizismen dieser Art in den Zeitangaben der Auswanderer. Formulierungen wie „zwei Wochen zurück“, „in 1891“, „die Reise von da bis hier nimmt ungefähr drei Wochen“ und „10 Stunden per Tag“ finden auffällig häufig in den Briefen Verwendung.<sup>177</sup> Ein besonders ausgeprägtes Beispiel hierfür findet sich bei Christoph Richter: „[...] den sind zwei Jahr haben wir nichts von euch gehört.“<sup>178</sup> Deutlich zeigt sich die Anglisierung des 23 Jahre zuvor ausgewanderten Richter an der Verwendung des Wortes „sind“ anstelle des englischen „since“ sowie an der Schreibweise des Wortes „Jahr“ mit einem „Y“. sind zwei Eine besondere Erklärung zu dieser Beobachtung kann hier nicht gegeben werden. Eine sprachwissenschaftliche Analyse könnte darüber Auskunft geben, ob solcherlei Anglizismen beispielsweise aufgrund sprachlicher Differenzen in diesem Bereich besonders wahrscheinlich sind. Aber auch andere Redewendungen und Ausdrücke lassen sich eindeutig auf englische Ursprünge zurückführen. Dabei übersetzen die Autoren beispielsweise englische Verben ins Deutsche, wie Wilhelmine Dunker, die erfreut feststellt, „das die Leute unsere Kinder gleichen.“<sup>179</sup> Offensichtlich war hier das englische „like“ im Sinne von „mögen“ gemeint. Um auszudrücken, dass ihr Ehemann oder Bruder die Hitze gut vertrug, schrieb Anna Kroos: „Heinrich konnte es gut ständen.“<sup>180</sup> Friedrich

---

<sup>175</sup> Vgl. Zitat von Heinrich Griepenstroh, Kapitel V.2, Zitat zu Anm. 228.

<sup>176</sup> Wilhelm Griepenstroh am 13.9.1881, Band I, S. 99.

<sup>177</sup> Christian Buck, genannt Lehde am 15.12.1897, Band I, S. 171, Hermann Mengedoht am 15.1.1894, Band II, S. 231, Christian Jürgensmeier an die Familie seines Onkels am 30.12.1873, Band II, 205, Christian Wilhelm Meyer am 27.1.1907, Band II, S. 133.

<sup>178</sup> Christoph Richter (Auswanderung 1857) am 1.3.1880, Band III, S. 64.

<sup>179</sup> Wilhelmine Dunker am 25.3.1864, Band III, S. 42.

<sup>180</sup> Anna Kroos in einem undatierten Brief an ihre Freundinnen Engel und Wilhelmine Steinkamp, Band I, S. 80.

Mengedoht fasste seine Befindlichkeit knapp mit „Ich fühle fein“ zusammen, ein Ausdruck, der eindeutig dem englischen „I feel fine“ entlehnt ist.<sup>181</sup>

Einige der Briefautoren schrieben sogar einige englische Sätze an die Familien zu Hause, solche Äußerungen sind allerdings eher selten und bedurften in der Regel einer Übersetzung für die deutschen Adressaten.<sup>182</sup> Eine Besonderheit stellen die ausführlichen und unübersetzten englischen Textpassagen bei Friedrich Telkemeyer in einem Brief nur vier Jahre nach seiner Auswanderung dar.<sup>183</sup> Hierbei ging es Telkemeyer offensichtlich darum, seine Englischkenntnisse zu demonstrieren. Allerdings sind die englischen Sätze nicht ganz fehlerfrei und die Verwendung des deutschen Maßes „Scheffelsaat“ in diesem Brief deutet auf eine begrenzte Assimilation hin. Es ist anzunehmen, dass eben diese Passagen den Adressaten Verständnisschwierigkeiten bereiteten, da Telkemeyer in diesem Brief offenbar von sehr begrenzten Englischkenntnissen ausgeht und andere, sehr einfache Bemerkungen übersetzt.

Solche Darstellungen von Sprachkompetenz konnten positiven Einfluss auf das Selbstwertgefühl der Immigranten haben. Ein gutes Beispiel für die Schwierigkeiten, die sich den Einwanderern in diesem Zusammenhang stellten, bieten die Geschwister Winkelmeier. Den ersten Kontakt mit der ihr neuen Sprache empfand Engel Winkelmeier kurz nach ihrer Ankunft noch als höchst befremdlich.<sup>184</sup> Allerdings waren beide Schwestern offenbar sehr lernwillig und erkannten bald die Möglichkeiten, die ihnen das Englisch bot. So berichtet Engel Winkelmeier ein halbes Jahr später:

„wir wollen das Engelische sprechen lernen. wir können schon viel verstehen, aber wenig Sprechen. wir denken das lernen wir noch. die anderen können noch nichts verstehen, blos ich, Engel und Karl Tiemann. das kömt davon das sie immer bei deutsche sind. ich bin erst 6 Wochen bei deutsche gewesen, aber ich freue mich schon, das ich es gewagt habe.“<sup>185</sup>

Die Freude über die Entscheidung, eine Stelle in einem anglo-amerikanischen Haushalt angenommen zu haben, kann mehrere Gründe haben. Neben der Stärkung des

---

<sup>181</sup> Friedrich Mengedoht am 18.8.1902, Band II, S. 236, vgl. auch den undatierten Brief von Wilhelm Griepenstroh aus dem Jahre 1875, Band I, S. 96, der „while“ mit „weil“ übersetzt.

<sup>182</sup> Vgl. Zitat von Heinrich Schiermeier in Kapitel V.4, Zitat zu Anm. 293 sowie Ludwig Dunker an seinen Schwager am 31.12.1862, Band III, S. 37.

<sup>183</sup> Friedrich Telkemeyer am 1.3.1900, Band II, S. 346f.

<sup>184</sup> „den was Engelische sind, dan Kuken sie iere Gänse man an, die kan man besser ver stehen.“, Engel Winkelmeier am 11.4.1867, Band I, S. 416, zu den Schwierigkeiten der englischen Sprache vergleiche den Brief von Wilhelm Tubbesing vom 17.10.86, Band II, S. 99.

<sup>185</sup> Margarethe Winkelmeier am 10.10.1867, Band I, S. 421.

Selbstwertgefühls kann auch ein kulturelles Interesse oder eine gewisse Anpassungsbereitschaft angenommen werden. Die Briefe belegen darüber hinaus, dass den Einwanderern auch die wirtschaftliche Bedeutung sprachlicher Anpassungsfähigkeit bewußt war. So schreibt Wilhemine Dunker:

„Unsere Kinder gehen in die Englischen Schule und können schon vertig lesen, und wer hier alles versteht, der braucht nicht zu sorgen, wie und wo er fertig werden will.“<sup>186</sup>

Das Beherrschen des Englischen bot den deutschen Einwanderern somit zusätzliche Chancen auf dem Arbeitsmarkt und erleichterte bisherige Arbeitsverhältnisse. Wie Wilhelmine Dunker hier bereits beschreibt, betraf dies insbesondere die Kinder der Einwanderer, deren Lernfähigkeit die Eltern oft erstaunte. Gerade in bezug auf die Kinder sahen sich viele Eltern allerdings recht bald mit der Frage konfrontiert, wie wichtig die Deutsche Herkunft für die Zukunft in den USA sein sollte. Die meisten Eltern versuchten, der nächsten Generation ihre Muttersprache weiterzugeben, nicht selten boten dafür auch Schulen einen bilingualen Unterricht.<sup>187</sup> In Briefen nach der Jahrhundertwende finden sich allerdings Anzeichen dafür, dass die nachwachsende Generation teilweise Englisch als ihre Muttersprache annahm. Sehr eindrucksvoll belegen die Briefe von Katharina Biermann und Minnie Zeh diese Entwicklung; die beiden etwa im gleichen Jahr in den USA geborenen Mädchen schrieben 1909, beziehungsweise 1906 an ihre in Deutschland lebenden Großeltern.<sup>188</sup> Während die 14-jährige Katharina aus South Dakota offenbar über sehr gutes Deutsch verfügte und ihren Großeltern sogar einige Reime schrieb, lässt der Brief der 3 Jahre jüngeren Minnie aus Pennsylvania deutlich ihre englische Muttersprache erkennen.

Im Laufe der Zeit schwanden auch bei vielen Einwanderern die Deutschkenntnisse. Hier bieten die Briefe von Heinrich Griepenstroh ein weiteres Mal einen Eindruck der Langzeiteffekte der Einwanderung. Während Griepenstroh in der Anfangszeit um 1880 noch Probleme mit dem Verständnis des Englischen hatte merkte er 1882 an,

---

<sup>186</sup> Ein undatiertes Brief von Wilhelmine Dunker aus dem Jahre 1854 oder 1855, Band III, S. 26, vgl. auch Johann Friedrich Winkelmann in einem undatierten Brief, ca. 1863, Band II, S. 176. Der Text lag in Tonbandform vor, daher kann er nur eingeschränkt verwendet werden.

<sup>187</sup> Zur Bilingualität in Schulen und Kirchen gibt der Brief von Johann Wilhelm Tubbesing am 23.1.1853, Band II, S. 63, Auskunft, des Weiteren vgl. August Brinkmann an seinen Onkel am 21.1.1886, Band II, S. 169, Wilhelmine Dunker am 25.3.1864, Band III, S. 43, sowie Christian Wilhelm Meyer am 27.1.1907, Band II, S. 134, dessen Sohn offenbar sogar Niederdeutsch sprechen konnte.

<sup>188</sup> Katharina Biermann am 8.1.1909, Band I, S. 153 und Minnie Zeh am 5.4.1906, Band I, S. 162, vgl. auch Friedrich Telkemeyer am 12.2.1905, Band II, S. 350.

dass er vorhätte, „mehr Amerikanisch“ zu lernen.<sup>189</sup> 1892 fasst er seine derzeitige Situation wie folgt zusammen: „ich bin hier sehr glücklich; ich habe es noch immer gut getroffen ich bin aber schon ganz Amerikanisch.“<sup>190</sup> In diesem und den folgenden Briefen häufen sich in der Tat die Anglizismen, besonders in bezug auf den Satzbau. Besonders in einer Zeitspanne, die mehrere Jahrzehnte umfasst wird deutlich, dass auch die Auswanderer selbst Probleme mit ihrer Muttersprache bekamen und ihr deutscher Satzbau sehr vom englischen geprägt wurde.<sup>191</sup>

## 2. Funktion und Ausmaß der Migranten-Netzwerke

Die Eingliederung in eine anglo-amerikanisch dominierte Gesellschaft und die Aneignung des Englischen wurde in besonderem Maße dadurch erschwert, dass ein Großteil der Briefautoren einem umfangreichen System von Immigranten aus einer stark begrenzten Herkunftsregion angehörte. Die Erwähnung von anderen Deutschen ist neben beruflich-ökonomischen Angaben und familiären Angelegenheiten eines der auffälligsten und häufigsten Motive in den Briefen. Darüber hinaus werden die in den Briefen erwähnten Deutschen in der Regel mit dem Namen und ohne weitere Angaben erwähnt. In bezug auf diese Namen werden eher selten Ortsangaben zu benachbarten Orten oder Gemeinden gemacht und noch seltener finden Emigranten aus anderen deutschen Regionen oder Teilstaaten Erwähnung. Somit müssen die Autoren der Briefe in bezug auf diese Menschen angenommen haben, dass sie den Adressaten der Briefe bekannt waren. Daher kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur das bereits erwähnte texanische Brenham zu den „verpflanzten Dörfern“ zählt, sondern dass dieses Phänomen durchaus häufig auf die Siedlungen der hier betrachteten Auswanderer zutraf.

Die Erwähnungen von Bekannten aus der „alten Heimat“ steht in den Briefen in sehr unterschiedlichen Zusammenhängen; so konnte es sich dabei um Taufpaten für neugeborene Kinder handeln, um Besuchsreisende, die für die Überfahrt nach Deutschland den einen oder anderen Brief mitnahmen, oder es wurden einfach am

---

<sup>189</sup> Heinrich Griepenstroh in einem Brief, circa um 1880, Band III, S. 136 und am 25.12.1882, Band III, S. 137.

<sup>190</sup> Heinrich Griepenstroh in einem Brief aus dem Jahre 1892, Band III, S. 147.

<sup>191</sup> Vgl. Die Briefe von Friedrich Wehrmann, Band II, S. 285ff und den Brief von Christian Lehde am 15.12.1897, Band I, S. 170 - 172.

Anfang oder Ende des Briefes Grüße von diesen bestellt.<sup>192</sup> Oft lässt sich allerdings aus den Äußerungen über Bekannte und Freunde auf die Existenz von komplexen Vernetzungen der Auswanderer schließen. Diese *Netzwerke* sind ein ausgesprochen prägendes Attribut der Amerikaauswanderung aus dem Nordwestfälischen Raum. Im Folgenden sollen Beschaffenheit und Wirkungsweise dieser Systeme näher beschrieben werden.

Ein Netzwerk von Auswanderern ist nicht leicht einzugrenzen oder auf Personen zu beschränken. Anhand zahlreicher Hinweise in den Briefen lässt sich allerdings insbesondere die Wechselwirkung zwischen diesen Netzwerken und einer fortschreitenden Migration aus Westfalen beschreiben, die mit den Auswanderernetzwerken in direktem Zusammenhang steht. Einige der Auswanderer wurden wie bereits erwähnt bei ihrer Einreise in die USA von Verwandten, Freunden oder Bekannten in Empfang genommen. Aus Briefen bereits zuvor eingewanderter Autoren geht hervor, dass ihre Ankunft von zahlreichen Mitgliedern der Netzwerke zur Kenntnis genommen wurde. Den Wunsch seiner Schwester auszuwandern, unterstützt Hermann Tubbesing und bemerkt dazu:

„Den Hermann Töhl mit seinen Falmieligen und Esenberg mit seinen Famieligen, die sind diesen tagen auch hier hin kommen, Den hier sind schon einige Deutschen.“<sup>193</sup>

Es kam durchaus häufig vor, dass die zur Begrüßung erschienen Deutsch-Amerikaner die ankommenden Migranten für eine gewisse Zeit bei sich aufnahmen.<sup>194</sup> Hierbei ist davon auszugehen, dass diesbezüglich vorher Vereinbarungen getroffen wurden, die sich allerdings eher selten direkt in den Briefen finden lassen. Eine mögliche Erklärung hierfür liefert Friedrich Treseler. In seinem während der Überfahrt verfassten Brief eröffnet er, dass er zwar erwartet, abgeholt zu werden, sich aber nicht ganz darüber klar ist, von wem:

Gottlieb Treseler ist so ärgerlich; er kann sich nicht helfen. ich habe im letzten Briefe geschrieben. ich traue ihn nicht, aber das ist anders. er ist ganz gut, aber ein echter Geizhals. [...] Wenn Wilhem Pelster mich abholen will, dann gehe ich mit nach Network, sonst mit nach Treu. [Zu Gottlieb Treseler, Anm. d. V.]<sup>195</sup>

<sup>192</sup> Siehe hierzu beispielsweise Heinrich Meyer an seinen Bruder in den USA am 11.4.1860, Band II, S. 112, Heinrich Köper an seine Schwiegereltern am 10.4.1859, Band II, S. 28f und Wilhelm Meyer (II) am 1.10.1863, Band II, S. 115.

<sup>193</sup> Hermann Tubbesing am 6.4.1885, Band II, S. 98.

<sup>194</sup> Vgl. beispielsweise Engel Winkelmeier am 11.4.1867, Band I, S. 416.

<sup>195</sup> Friedrich Treseler am 10.2.1895, Band II, S. 314.

Daraus lässt sich schließen, dass die Verabredungen nicht immer genau und zuverlässig waren. Der Hauptgrund hierfür lag lange Zeit in den nicht genau bekannten Reisezeiten der Auswandererschiffe, insbesondere der Ankunftszeit, welche die Planungen vor der Überfahrt sehr erschwerten. Aus den weiteren Briefen Treselers wird deutlich, dass es den Deutsch-Amerikanern allerdings nicht um reine Wohltätigkeit ging, wenn sie die unerfahrenen Immigranten in der ersten Zeit unterstützten und begleiteten. Neue Einwanderer und damit auch neue Arbeitskräfte waren ein wirtschaftlicher Faktor, den sich offenbar auch die zuvor eingewanderten ehemaligen Nachbarn schnell zu Nutze machten.<sup>196</sup> Dabei lag es häufig auch in Ihrem Interesse, den potentiellen Auswanderern die Überfahrt zu finanzieren oder zumindest auszuliegen.<sup>197</sup> Diese Beschäftigungen waren häufig nur von begrenzter Dauer, konnten sich aber auch etablieren und zu einer langfristigen Planung führen.<sup>198</sup> Die bereits in bezug auf die Auswanderungsgründe besprochenen Aufforderungen und Angebote zum Auswandern zeigen Umfang und Intensität dieses Systems. Dabei wurden mit Hilfe der Netzwerke aus Auswandererbriefen, mündlicher Kommunikation und Deutschland besuchenden Deutsch-Amerikanern nicht nur Einzelwanderer, sondern auch ganze Familien in die Vereinigten Staaten geholt und dort weitervermittelt.<sup>199</sup> Dieses System basierte unter anderem auf Bekanntschaft, Vertrauen und einer Art Kontrolle über kritische Kommunikation unter den Auswanderern. Wie wichtig diese Faktoren waren, zeigt beispielsweise eine Briefpassage von Heinrich Döpke, der bei seinen Geschwistern direkt nach einem Mädchen anfragt, das in die USA auswandern und Teil der Familie werden könnte. Den Vorschlag eines Pastoren, ein Kind aus einem Waisenhaus zu adoptieren, lehnte Döpke ab:

„[...] wiew nehmen doch viel lieber eine von unseren Verwandten als ein Wildfremdes Kind was uns nicht an geht man hatt doch immer mehr liebe und zutrauen zu seine Bluts verwante als zu gans fremde.“<sup>200</sup>

---

<sup>196</sup> Vgl. Friedrich Wehrmann im ersten Brief aus dem Jahre 1892, Band II, S. 286, Heinrich Niedringhaus am 1.11.1891, Band IV, S. 8.

<sup>197</sup> Bade, Europa, S. 133.

<sup>198</sup> Vgl. Friedrich Mengedoht am 13.12.1885, Band II, S. 228. Der Brief von Heinrich Köper an seine Schwiegereltern vom 10.4.1859, Band II, S. 28f wurde von August Goeckemeyer mitunterschrieben. Dies legt die Vermutung nahe, dass Goeckemeyer bei der Familie Köper wohnte und arbeitete und als Mitglied des Haushaltes angesehen wurde.

<sup>199</sup> Vgl. Franz Hinze am 2.8.1871, Band I, S. 56 und Wilhelm Griepenstroh am 13.9.1881, Band I, S. 99.

<sup>200</sup> Heinrich Döpke am 20.9.1878, Band III, S. 111.

Eine Bemerkung Döpkes lässt Zweifel an der Ratsamkeit dieses Unterfangens entstehen; demzufolge sollte das Kind am besten „Miena“ heißen, damit sie den Platz der verstorbenen Tochter einnehmen könnte. Dennoch steht diese Anfrage als Beispiel für zahlreiche Auswanderungsaufforderungen an Verwandte und Bekannte und das dafür ausschlaggebende, nicht immer selbstverständliche Vertrauensverhältnis.<sup>201</sup> Das Vertrauen als Bedingung für eine erfolgreiche Migration und die Kontrollfunktion unter anderem der Briefe bezogen sich auch auf die professionelle Auswanderungsplanung. Die *Auswanderungsagenten* waren lizenzierte Organisatoren von Auswanderungsreisen in der Herkunftsregion mit Verbindungen zu den Schiffsreedern und Kontakten in den USA. Ihre Dienstleistungen umfassten in der Regel Informationen über Transport und Reiseziel sowie die Vermittlung der Reise selbst und der Unterkunft in den Zwischenstationen. In einigen Briefen finden sich Hinweise auf Auswanderungsagenten in Form von abschließenden Bewertungen ihrer Versprechen und Leistungen nach vollzogener Migration. Je nach Glaubwürdigkeit und Bekanntheitsgrad des Briefautoren konnte ein vernichtender Kommentar, wie der von Friedrich Wehrmann über den Auswanderungsagenten Hartmann, ausgesprochen geschäftsschädigend wirken. Wehrmann schrieb: „Aber ich möchte euch abreden, wieder zu den Agenten Hartmann gehen, den der hatt mir damals betrogen.“<sup>202</sup>

Diese Beobachtungen lassen zusammenfassend erkennen, dass Auswanderernetzwerke für die westfälischen Emigranten ein weitverbreitetes System zur Bewältigung der Lebensumstände im Einwanderungsland USA darstellten. Die regelmäßigen Verweise in den Briefen unterstützen die Ansicht, dass es sich hierbei um ein häufig und regelmäßig auftretendes Phänomen handelt.<sup>203</sup> Daraus lässt sich folgern, dass die Verbreitung der Netzwerke die Auswanderung unterstützte und vereinfachte und somit diese Option für die Einwohner des nördlichen Ostwestfalen aufwertete. Hinzu kamen hohe Auswandererzahlen in diesem Gebiet und die häufig bekannt werdenden Emigrationen von Nachbarn und Bekannten. Die Risiken dieser Entscheidung mussten zunehmend gering oder zumindest kalkulierbar erscheinen. Deshalb ist anzunehmen, dass Auswanderung im Westfalen des 19. Jahrhunderts auch aufgrund

---

<sup>201</sup> Anwerbung von potentiellen Migranten beispielsweise bei Christian Heinrich Steinkamp am 16.6.1872, Band I, S. 84; die Bedeutung von Vertrauen wird thematisiert bei Carl Haverkamp am 27.12.1859, Band II, S. 144f und Friedrich Bremer, Band II, S. 256.

<sup>202</sup> Friedrich Wehrmann am 18. August eines unbekanntes Jahres, Band II, S. 296.

<sup>203</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. VII.

der Netzwerke bisweilen als Ausweg aus zahlreichen Problemen angesehen wurde, die nicht durch eine Migration zu lösen waren.<sup>204</sup>

Die Netzwerke stellten des Weiteren einen wirtschaftlich und psychologisch wichtigen Faktor dar, der wahrscheinlich beträchtlich zum empfundenen Grad an Sicherheit beitrug. Diese Vermutung wird durch einige Studien zu diesem Thema gestützt, die den Auswanderernetzwerken eine Schutzfunktion für die psychische Stabilität der Migranten zuschreiben.<sup>205</sup> Die Analyse der Briefserien auf speziell diesen Aspekt des Sicherheitsgefühls oder des Erfolges hin erwies sich allerdings als wenig aussagekräftig. Zwar lässt sich tendenziell die Vermutung bestätigen, dass ein funktionierendes und umfangreiches Auswanderernetzwerk das Sicherheitsgefühl der Auswanderer verstärkte.<sup>206</sup> Es fand sich unter den Autoren kein Fall einer starken Einbindung in ein Netzwerk aus Verwandten und Bekannten, der mit einer grundlegenden Unzufriedenheit verbunden zu sein schien. Allerdings sind die Äußerungen, welche auf Sicherheits- oder Erfolgsempfinden der Auswanderer schließen lassen, schwer in eine mittel- oder langfristige emotionale Verfassung zu übertragen. Beispielsweise können Äußerungen über häufige Missernten nicht ohne weiteres mit einem Scheitern der Einwanderung gleichgesetzt werden. Eine Untersuchung der positiv oder negativ erlebten Auswandererkarrieren und deren Zusammenhang zur Einbindung dieser Migranten in Netzwerke erwies sich als schwierig. Die Zahl der offensichtlich als misslungen wahrgenommenen Auswanderungen ist aber sehr gering und auch die als besonders erfolgreich herausragenden Karrieren und Lebenswege bieten hierfür zu wenig Information.<sup>207</sup> Des Weiteren werden Bemerkungen bezüglich des Sicherheitsempfindens der Briefautoren durch die Tatsache verfälscht, dass die Briefe an Familien, Freunde und Verwandte geschrieben wurden. Eine mögliche Folge hiervon können Übertreibungen der Briefautoren gewesen sein, wie der Herausgeber der Briefeditionen oft bemerkt. Die antizipierte Reaktion der Adressaten auf die Inhalte der Briefe beeinflusste folglich die Schreiber der Briefe und ließ sie Erfolg und Mißerfolg betreffende Inhalte daraufhin überprüfen. Eine Tendenz zu betont positiver Berichterstattung konnte aber auch andere Gründe haben. Im folgenden

<sup>204</sup> Bade, Europa, S. 149.

<sup>205</sup> Vgl. hierzu Mitzscherlich, Beate, "Heimat ist etwas, was ich mache". Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung, Pfaffenweiler 1997, S. 213, Castelnuovo, Frigessi, Emigration und Nostalgia. Sozialgeschichte, Theorie und Mythos psychischer Krankheit von Auswanderern, Frankfurt a. M. 1986 sowie Furnham, Adrian und Stephen Bochner, Culture Shock, Psychological reactions to unfamiliar environments, London 1986.

<sup>206</sup> Vgl. Aengenvoort, S. 231.

<sup>207</sup> Vgl. Kapitel V.4.

Kapitel soll unter anderem gezeigt werden, dass die Bindungen der Auswanderer an ihre Familien mitunter stark ausgeprägt waren und viele Emigranten darum bemüht waren, diese nicht in Sorge zu versetzen.

## V. Was von der 'Heimat' übrig blieb: Die Rolle transatlantischer Familien

### 1. Heimatforschung

In der wissenschaftlichen Literatur, vornehmlich von Seiten der Soziologie, werden Eingewöhnungs- und Anpassungsprozesse im Rahmen der Migrationsgeschichte in aller Regel mittels der Kategorien *Akkulturation* und der etwas allgemeiner gefassten *Assimilation* untersucht. Dieses Kapitel soll allerdings einen Schwerpunkt auf die individuelle psychische Kompensationsleistung des Auswanderers legen; dieser Anspruch geht an der Kulturangleichung als Grundlage des ersten Begriffes vorbei, aber auch die durch Assimilation beschriebene Übernahme von Verhaltensmaßstäben und Interessen wird diesem Ansatz nicht gerecht. Beide Begriffe beziehen sich durch ihre soziologische Prägung in der Regel auf Gruppenprozesse. Im Gegensatz dazu soll in dieser Arbeit ein qualitativer Ansatz und bisweilen auch die emotionale Komponente des Individuums im Mittelpunkt stehen. Es soll daher ein Begriff gewählt werden, der den Aufbau eines neuen persönlichen Lebensumfeldes durch den Einwanderer zu beschreiben vermag, welcher durch den Verlust des alten in Folge der Migration nötig wurde. Aus verschiedenen Disziplinen ist in eher jüngerer Vergangenheit ein wissenschaftlicher Begriff entstanden, dessen nicht unumstrittene Bezeichnung „*Heimat*“ die Verankerung in einem alten Phänomen unterstreicht. Dieses alltägliche Verständnis von Heimat stimmt in seinem geläufigen Zusammenhang allerdings nur bedingt mit der wissenschaftlichen Kategorie überein, weshalb sich die Wissenschaftler bis heute uneins sind, ob der Begriff Heimat aufgrund seiner Vieldeutigkeit für das hier zu untersuchende Phänomen angemessen ist.<sup>208</sup> Die in Hinblick auf die Geschichte des Begriffes gegründete These von Susanne Pöttscher, das Phänomen Heimat sei immer das gleiche gewesen, gilt hierbei als Ausgangspunkt der Untersuchung.<sup>209</sup> Zunächst soll eine Abgrenzung dieses wiederentdeckten Begriffes zu einigen Aspekten seiner traditionellen Ausdeutung vorgenommen werden, bevor im weiteren der Prozess der Aneignung einer solchen Heimat durch die Auswanderer, ihre *Beheimatung* untersucht wird.<sup>210</sup> Dabei soll Schwierigkeiten bezüglich der

<sup>208</sup> Zur Begründung und Geschichte des Begriffes Heimat vgl. Pöttscher, Susanne, Das Phänomen Heimat. Ein interdisziplinäres Forschungsfeld, Wien 1990, S. 3 und 9 – 11 und dem entgegenstehend Applegate, Celia, A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat, Berkeley, 1990, S. 4f.

<sup>209</sup> Pöttscher, S. 3.

<sup>210</sup> Waldenfels nennt diesen Vorgang „Heimischwerden“, Waldenfels, Bernhard, Heimat in der Fremde in: Führ, Eduard, Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strazierten Begriff, Wiesbaden 1985, S. 40.

Festlegung dieses Terminus Rechnung getragen werden, indem dieser facettenreiche Begriff nicht zusammenfassend definiert, sondern ausführlich umschrieben wird.

Im allgemeinen können die gebräuchlichen Ausdeutungen des Begriffes Heimat über ihre Vergangenheitsbezogenheit verbunden werden. Diese Interpretationen stehen in engem Zusammenhang zu Tradition und Brauchtum und räumlich wird der Begriff oft mit dem Geburtsort oder dem Ort der primären Sozialisation gleich gesetzt.<sup>211</sup> Bemerkenswert ist die verstärkte Nutzung dieses Begriffes in Zusammenhängen, die von kritizierter oder unerwünschter Veränderung gekennzeichnet sind. Der Begriff manifestiert sich unter anderem häufig bei den Menschen, die sich kritisch mit Migration auseinandersetzen. Dadurch eröffnet sich den im Aus- oder auch Einwanderungsland Sesshaften gegen die Veränderung ihrer Lebensumstände oder den zwangsweise migrierten Flüchtlingen gegen den Verlust ihrer gewohnten Umgebung eine Form von Einspruchsmöglichkeit.<sup>212</sup> Besonders im 19. Jahrhundert erlebte der Heimatbegriff eine Blüte, die sich in mehreren seitens des Bürgertums genutzten Ausdrucksformen wie Liedern, Romanen und Dichtungen wiederfinden.<sup>213</sup> Die romantisierte ländliche Gesellschaft wurde dabei zum Zentrum dieses Ideals, obwohl die schwierigen Lebensverhältnisse dieser Zeit erhebliche Zweifel daran wecken, dass sie die positive Einschätzung bezüglich ihrer alltäglichen Lebensumgebung teilen.

Um den wissenschaftlichen Begriff der Heimat zu beschreiben, der hier für die weitere Verwendung beschrieben werden soll, sei zuerst erwähnt, dass für die Beständigkeit der Werte und Normen eines Menschen die Stabilität seiner Umwelt von entscheidender Bedeutung ist.<sup>214</sup> So ist also in der vertrauten Umgebung des Geburtsortes eine wesentliche Komponente für innere Stabilität vorhanden, die erst mit dem Verlassen desselben entsprechend der psychischen oder auch physischen Entfernung unterschiedlich stark hinterfragt wird. Eine der Hauptthesen, von der hier im Wei-

---

<sup>211</sup> Dieses Urteil ergibt sich aus dem Vergleich der traditioneller Heimatbegriffe bei Pötscher, S. 5 – 9 und Mitzscherlich, S. 36 – 40; der rechtlich-ökonomische Begriff wird heute weitgehend durch Wohn- und Bürgerrechte ersetzt und kann daher als ungebräuchlich bezeichnet werden, Pötscher, S. 4, Mitzscherlich, S. 34 - 36.

<sup>212</sup> Rauschenbach, Brigitte, Nun Ade, du mein lieb Heimatland. Überlegungen zur Heimat als Grenzbegriff, in: Belschner, Wilfried, Wem gehört die Heimat. Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995, S. 75.

<sup>213</sup> Vergleiche dazu Greverus, Ina-Maria, Der territoriale Mensch. Ein literatur-anthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt a. M., 1972, S. 387f, Pötscher, S. 5.

<sup>214</sup> Vgl. Pötscher, S. 20 und Hormuth, Stefan E., The ecology of the self. Relocation and self-concept change, Cambridge 1990, S. 197.

teren ausgegangen werden soll besagt, dass das oftmals mit dem Ort der primären Sozialisation verbundene Heimatgefühl durch Einflüsse wie Beziehungen und Gewöhnung auf einen anderen Ort übergehen kann.<sup>215</sup> Heimat ist demnach als subjektive Kategorie nicht grundlegend mit einem objektiv zu bestimmenden Raum wie dem Geburtsort oder dem Ort des alltäglichen Lebens, dem *Lebensort* gleichzusetzen.<sup>216</sup> Die Schwierigkeit liegt hierbei in der Zuordnung subjektiver Attribute, denn die Heimat zeichnet sich dadurch aus, dass der in ihr Beheimatete eine emotionale Bezogenheit zu ihr entwickelt hat. Dabei zeigt sich diese in der Tendenz, der Heimat in vermehrtem Maß positive Eigenschaften zuzuschreiben und den Wert des als Heimat betrachteten Raumes zu überhöhen. Die Auseinandersetzung mit tatsächlich empfundenen Mängeln des Ortes wirkt sich sogar aufgrund der Bestätigung durch die Bewältigung solcher Schwierigkeiten oft positiv auf das Gemeinschaftsgefühl der Bewohner aus; solche subjektiven Faktoren stellen das Grundproblem in bezug auf die wissenschaftlichen Definition des Begriffes Heimat dar.<sup>217</sup>

Um den räumlichen Umfang einer Heimat zu beschreiben, gilt es zunächst, sich ein Bild von der Strukturierung der individuellen Umwelt eines Menschen zu machen. Hierbei überzeugt das Modell der konzentrischen Umwelt des Menschen, die sich demzufolge in größer aber auch unvertrauter werdende Teilräume gliedert, je weiter diese vom Menschen selbst, dem Zentrum entfernt liegen.<sup>218</sup> Der innerste Bereich lässt sich als Aktions-, Lebens oder Wohnungsraum beschreiben. Er ist dem Individuum bekannt und vertraut und wird von ihm häufig, in der Regel täglich genutzt und besucht. Dem übergeordnet ist der Raum der Interaktion, der die gesamte Sphäre gewöhnlicher Kontakte und Unternehmungen umfasst. Er wiederum ist Teil des physisch direkt von dem Individuum besuchten und erfahrenen Raumes, der Rest des Raumes, der in irgend einer Weise Einfluss auf das Individuum nehmen kann, wird als Informationsraum bezeichnet. Diese Bereiche vermitteln sich dem Menschen nur auf sekundärer, medialer Basis. Dieses Modell ist hilfreich, allerdings nur in beschränktem Maße. Die Grenzen dieser Bereiche sind fließend, andere Bereiche können beschrieben werden und sich mit Teilen der genannten überschneiden und

---

<sup>215</sup> Pötscher, S. 43.

<sup>216</sup> Die Gleichsetzung des letzteren mit Heimat bei Waldenfels erscheint nicht ganz überzeugend, Waldenfels, S. 35, vergleiche auch Pötscher, S. 12, Greverus, S. 383 und Woinowitsch, Wladimir, Heimat im Exil?, in: Zehetmaier, Hans u.a. (Ed.), Heimat heute, Rosenheim 1989, S. 141 – 143 und 146.

<sup>217</sup> Pötscher, S. 17f

<sup>218</sup> Modell bei Pötscher, S. 41f, vgl. Waldenfels, S. 37, Belschner, Wilfried, Wem gehört die Heimat?. Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995, S. 96.

auch die Einordnung der Heimat in dieses Modell gestaltet sich schwierig. Sie umfasst ebenfalls einen Bereich um den Menschen als Mittelpunkt herum und lässt sich nach dem Maß an persönlicher Vertrautheit und Nähe gliedern. Wieder ist es aber das subjektive Empfinden, das die Festlegung allgemeiner Grenzen des Heimatraumes letztendlich unmöglich macht.<sup>219</sup>

Neben der regionalen Einordnung der Heimat lässt sich aber auch eine funktionale Beschreibung dieses Raumes vornehmen. Sie basiert auf der Annahme, dass der Raum Heimat verschiedene Bedürfnisse des Menschen befriedigt - Hier nennt Greverus die Grundbedürfnisse nach *Schutz*, einem Raum für *Aktivitäten und Aktionen* sowie nach *Identifikation* mit einem Territorium. Diesen basalen Bedürfnissen können weitere kulturspezifisch formulierte Bedürfnisse hinzugefügt werden.<sup>220</sup> Ein etwas detaillierteres Bild zeichnet Seamon, der sich allerdings auf den eher in die Heimat eingeordneten Begriff des Zuhauses bezieht. Die erste der fünf Funktionen, die Seamon dem Zuhause zuschreibt ist die *Verwurzelung*, die teilweise unterbewusste Gewöhnung und Bindung an einen Ort. Einen Schnittpunkt aus Identifikations- und Schutzfunktion bildet die *Kontrolle* über den Wohnraum oder das Zuhause, indem sie ein gewisses Maß an Privatsphäre sichert. Zum dritten kommt das Zuhause dem Bedürfnis nach *Regeneration* nach, der Erholung von Körper und Seele, und bietet ferner dem Individuum eine Möglichkeit zur *Entspannung*, damit es sich authentisch und ungezwungen geben kann. Die letzte von Seamon *Wärme* genannte Kategorie bezeichnet die emotionale Bindung, die der Beheimatete gegenüber dem Raum und vor allem den sozialen Beziehungen darin aufgebaut hat.<sup>221</sup>

Für die Bindung eines Menschen an einen Raum scheinen allerdings die sozialen Bindungen von ausschlaggebender Wichtigkeit zu sein. Der soziale Grundcharakter des Menschen betont die primäre Bindung von Emotionen an andere Menschen. Hier ist insbesondere die Intimgruppe oder Familie zu nennen.<sup>222</sup> Die Probleme, die Mitzscherlich für die Beheimatung genannte Eingliederung in eine neue Lebens- und Bezugswelt, in eine neue Heimat nennt, werden von Beziehungen zu anderen Menschen geprägt.<sup>223</sup> Es lässt sich leicht erkennen, dass die Bildung eines neuen Zuhauses im

---

<sup>219</sup> Zu den Schwierigkeiten diesbezüglich vgl. Pötscher, S. 45.

<sup>220</sup> Greverus, S. 383.

<sup>221</sup> Seamon bei Pötscher, S. 23 – 26, Übersetzungen der Kategorien durch den Autor.

<sup>222</sup> Pötscher, S. 31, Greverus, S. 386.

<sup>223</sup> Mitzscherlich, S. 210f.

Sinne Seamons innerhalb einer fremden Umgebung notwendigerweise die Existenz oder Schaffung einer Intimgruppe voraussetzt, um den sozialen Ansprüchen des Menschen zu genügen.

Wie schon der Titel der psychologischen Untersuchung von Beate Mitzscherlich nahelegt, bedeutet Heimat keineswegs eine zwangsweise einmalige Festlegung in der Biographie eines Menschen.<sup>224</sup> Hingegen kann der vom Geburtsort unabhängige Heimatbegriff als ein Phänomen betrachtet werden, das aktiv angeeignet werden kann und muss.<sup>225</sup> Dabei scheint das Erleben von Heimat in der Umgebung des Geburtsortes oder des Ortes der primären Sozialisation von entscheidender Bedeutung für die Fähigkeit zu Heimatbildung an anderen Orten zu sein.<sup>226</sup>

---

<sup>224</sup> Mitzscherlich, Beate, „Heimat ist etwas, das ich mache“. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung, Pfaffenweiler 1997.

<sup>225</sup> Pötscher, S. 16, Waldenfels, S. 35 und Belschner, Wilfried, Anmerkungen zum Heimatbegriff, in: Belschner, Wilfried, Wem gehört die Heimat?. Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995, S. 96 – 98.

<sup>226</sup> Pötscher, S. 12, Waldenfels, S. 36.

## 2. Beheimatungsstrategien der Auswanderer

Der Prozess der Beheimatung der Auswanderer in Amerika ist in den Briefen nicht ganz einfach zu verfolgen. Die meisten Briefserien in den Kammeierschen Quellen bestehen aus nur ein oder zwei Schreiben vom gleichen Autor, nur selten finden sich mehr als sechs. Trotz aller Einschränkungen lassen sich anhand dieser wenigen längeren Briefserien und mittels einzelner Stellen in anderen Schreiben grundlegende Beobachtungen aus der psychologischen Sekundärliteratur verifizieren.

Bei aller Vorsicht in bezug auf die Ergebnisse psychologischer Forschung zu heutigen Formen der Beheimatung, sollte doch ihre potentielle Verwertbarkeit für die historische Auswanderungsforschung nicht von vornherein ausgeschlossen werden. Die vorangegangenen Beobachtungen zum Heimatbegriff sollten klar machen, dass ein nicht unerheblicher Anteil der Rahmenbedingungen für Migranten der jüngeren Vergangenheit denen der Amerikaauswanderer ein Jahrhundert zuvor entsprechen. Dies ist eine Konsequenz der Annahme, dass der neue Heimatbegriff auf einem universalen Phänomen fußt.

Mitzscherlich entwickelt aus ihren Beobachtungen jugendlicher Migranten fünf Grundformen von Beheimatungsstrategien, die sich tendenziell auch in den Auswandererbriefen widerspiegeln.<sup>227</sup> Ein erster Bereich, auf den auch die Auswandererbriefe Bezug nahmen, war die Sicherung der ökonomischen und materiellen Lebensgrundlagen. Es sei an die Darstellung der Auswanderungsursachen erinnert, die in erster Linie im ökonomischen Bereich zu finden sind. Es wurden also beträchtliche Hoffnungen in die wirtschaftlichen Möglichkeiten Amerikas gesetzt, welche die Schaffung und Sicherung einer wirtschaftlichen Existenzgrundlage zum anfangs wahrscheinlich wichtigsten Ziel der Einwanderer machten. Unzählige Hinweise in den Briefen behandeln die wirtschaftliche Situation der Autoren. Die umfangreichste Briefserie in den Quelleneditionen stammt von dem bereits erwähnten Heinrich Griepenstroh, der um 1880 nach Indiana auswanderte. Bereits im ältesten noch erhaltenen Brief dieser Serie informiert Griepenstroh seine Familie im Anschluss an die Beschreibung einer Arbeitsstelle über seine finanziellen Verhältnisse:

---

<sup>227</sup> Mitzscherlich, S. 219f.

„Nun will ich euch auch genau schreiber., das ich verdine. das Monat bekomme ich 10 Thaler, das ist nach Euern Gelde 40 Mark. so viel kan man in Deutsland nich verdienen. – Das Jahr ist es nach Euern Gelde 160 Thaler und hier 120 Dollar.“<sup>228</sup>

Auch in den nächsten drei Briefen aus den Jahren 1882 bis 1886 geht Griepenstroh auf seine wirtschaftliche Lage ein.<sup>229</sup> Kaum ein Auswanderer unterlässt es, seine Familie in Deutschland über die eigenen ökonomischen Bedingungen zu informieren. Allerdings muss einschränkend festgestellt werden, dass die wirtschaftliche Situation der Migranten auch in den meisten späteren Briefen ein häufig besprochenes Thema darstellt. Mitzscherlich bemerkt außerdem, dass die Gewichtung der Ökonomischen Absicherung für die Migranten davon abhängt, wie gesichert ihnen ihre Existenz erscheint.<sup>230</sup> Im Gegensatz zu Griepenstroh erwähnen beispielsweise die Schwestern Winkelmeier in ihren ersten Briefen kaum ihren Lohn und beschreiben eher beiläufig ihre Arbeitsverhältnisse.<sup>231</sup> Erklären lässt sich dies wahrscheinlich am besten durch das hohe Maß an Eingebundenheit in ein Auswanderer Netzwerk, das die Briefe der Schwestern erkennen lassen. Diese Eingebundenheit und relative Sicherheit scheint auch die Notwendigkeit einer ökonomischen Absicherung in den Hintergrund treten zu lassen.

Der zweite Bereich umfasst sozial-integrative und kommunikative Strategien, die darauf abzielen, soziale Kontakte und Freundschaften in der neuen Umgebung zu knüpfen. Auch in diesem Bereich spielen die bereits erwähnten Netzwerke eine herausragende Rolle; es sei ausdrücklich auf das Kapitel IV verwiesen. Die Möglichkeit, an bereits bestehende Freundschaften und nicht selten auch an familiären Bindungen anzuschließen erleichterte dieses Vorhaben sicherlich beträchtlich. Weitere Beispiele für diese Strategieformen sind der Wunsch der Geschwister Winkelmeier, Englisch zu lernen oder auch die Nähe zu einer religiösen Gemeinde, die das Ehepaar Dunker suchte.<sup>232</sup>

---

<sup>228</sup> Heinrich Griepenstroh um 1880, Band III, S. 136, siehe auch Kapitel IV.1, S 57.

<sup>229</sup> Heinrich Griepenstroh am 25.12.1882, Band III, S. 137, am 26.7.1885, Band III, S. 138 und am 18.7.1886, Band III, S. 139.

<sup>230</sup> Mitzscherlich, S. 219.

<sup>231</sup> Margarethe Winkelmeier erwähnt ihre ersten Löhne nur einmal kurz im zweiten Brief vom 10.10.1867, Band I, S. 420, für sonstige Erwähnungen der Arbeitsverhältnisse vergleiche Engel und Margarethe Winkelmeier jeweils am 11.4.1867, Band I, S. 416ff und ihre gemeinsamen Briefe vom Juni und vom 5.12.1867, Band I, S. 63ff.

<sup>232</sup> Margarethe Winkelmeier am 10.10.1867, Band I, S. 421, Wilhelmine Dunker am 27.5.1858, Band III, S. 31f.

Eine dritte Kategorie von Beheimatungsstrategien sieht Mitzscherlich in der emotionalen, affektiven Bezogenheit zu den neuen Lebensumständen; zu Orten, Fähigkeiten oder Aufgaben und Beziehungen. Es kommt hierbei auf eine sinnvolle Einordnung zwischen den Extremformen emotionaler Kälte einerseits und hemmender Nostalgie andererseits an. Diese Strategie zielt also darauf ab, vergangene Kontexte loszulassen und sich gleichzeitig neue emotional stabilisierende aufzubauen. Besonders diese Komponente ist relativ selten in den Briefen zu entdecken. Nur vereinzelt zeigen die Briefautoren Emotionen, ist das der Fall stehen sie häufig in einem vergangenheitsbezogenen Zusammenhang. Verhältnismäßig häufig werden Äußerungen über das von den Auswanderern in diesen Fällen zumeist lang ersehnte Einwanderungsland ‚Amerika‘ mit positiven Konnotationen versehen, wie auch die Titel der Kammeierschen Quellensammlungen nahelegen. So schreibt der 19jährige August Oberschulte kurz nach seiner Auswanderung 1882: „Bis jetzt gefällt es mir hier gut; und daß wird auch wohl so bleiben, denn es ist hier ja so schön, so schön, in Amerika ist es schön.“<sup>233</sup> Eher außergewöhnlich und besonders markant sind zwei schwärmerische Naturdarstellungen von Friedrich Ehrlich, eine davon beschreibt die Parks der Stadt St. Louis:

„Ihr könnt Euch denken, wenn man so die ganze woche nichts sieht wie Häuser und Straßen und umgekehrt mit einem wüsten gedrange von hastenden menschen und fast ohrenbetäubenden gerumpel der schweren und leichten wagen und Pferden, die über das Pflaster der Straßen dahin rollen, nicht wahr? Ihr könnt Euch denken, wie wohl uns zu muthe ist, wenn wir hinaus eilen können in die freie schöne Natur und das besonders sommers, die wir doch zwischen wiesen und Felder, Wald und fluren, fiel schöner als bei Euch, wie man hier es in Amerika sehr selten oder garnicht sieht.“<sup>234</sup>

Dieses Zitat mag ferner als Beleg für die obengenannte These dienen, das sich die emotionale Bindung als wesentliches Merkmal der Beheimatung durch die Hervorhebung der Vorteile gegenüber der Nachteile auszeichnet. Den Nachteilen des Stadtlebens wird die außergewöhnliche Qualität der Parkanlagen entgegengestellt. Ehrlich fährt fort:

„ausgerechnet während ich dieses schreibe, schwebt mir dieses Bild, das Haus und der Garten mit all den kleinen Blühenden Feihlchen, geschwister sich herumtummelnd in der Glücklichen einfalt ihrer Kindheit, nicht wahr? <neuer Absatz> Ihr könnt Euch denken, das dieser kleine pflek mir der allerschönste zu sein scheint auf der ganzen weiten erdenrund.“<sup>235</sup>

<sup>233</sup> August Oberschulte am 31.7.1882, Band III, S. 248.

<sup>234</sup> Friedrich Ehrlich am 8.5.1892, Band II, S. 212.

<sup>235</sup> Friedrich Ehrlich am 8.5.1892, Band II, S. 212.

In der Tat ist anzunehmen, dass Ehrlich hier zwischenzeitlich über das Zuhause seiner Kindheit spricht, wie Kammeier zu dieser Stelle bemerkt, allerdings bezieht sich der letzte und abschließend wertende Satz in bezug auf den Zusammenhang offenbar wieder auf Ehrlichs neue Heimat St. Louis.<sup>236</sup> In jedem Fall ist dieses Zitat ein starker Beleg für die Ausgangsthese, dass der Heimatort wechseln kann und dass eine bereits erlebte Heimat neuerliche Beheimatungsprozesse ermöglicht. In diesem Kontext stellt sich die Frage nach der Exklusivität einer aktuellen Heimat und nach der späteren Bedeutung einer verlorenen oder abgelegten Heimat.<sup>237</sup> Heimat lässt sich zwar über die Fixierung auf einen Punkt in Abgrenzung zu anderen beschreiben, die Würdigung einer vergangenheitsbezogenen Heimat darf allerdings nicht grundsätzlich mit einem Scheitern der Beheimatung gleichgesetzt werden. Es scheint, dass die konstatierte Notwendigkeit einer vorhandenen Heimaterfahrung auch ein partiell bleibendes Beheimatungsgefühl gegenüber diesem verlorenen Bezugsraum bedingt. Am treffendsten findet diese Beobachtung Ausdruck in einer Äußerung von Margarethe Winkelmeier, die belegt, dass „Heimweh“<sup>238</sup> keineswegs immer zu negativen Gefühlen führen musste: „des nachts bin öftes bei euch und tue ordenlich mit euch sprechen. wen ich dan des Morgens auf gehen tuh, dann bin ich ordenlich fro.“<sup>239</sup> Die Erinnerung an die vertrauten Menschen dient hier als emotionaler Rückhalt für das Leben in der neuen Heimat.

Die vierte Kategorie der Beheimatungsstrategien umfasst reflexive Vorgehensweisen. Hierbei handelt es sich um Prozesse, die bewußt zu einer Positionierung der eigenen Person dienen und das Abwägen von Optionen ermöglicht. Mitzscherlich betont, dass das Hinterfragen der eigenen Identifikation mit den Teilbereichen der persönlichen Umwelt zu einer Aufgabe bisheriger Einbindungen führen kann. Im Falle der Einwanderer ist es beispielsweise die Entscheidung für einen neuen Beruf, die eine solche Verortung bewirken kann:

„Ich habe vor einpartagen ein Brife gekricht von Houston von einen guten Freund von mein Boas oder Herr, wie ihr sagt, der schrib mir, er könte mir da gebrauchen. Vielleicht gehe ich da nach Neujar hin, den Houston ist eine sehr große Stadtund da

---

<sup>236</sup> Hier wird der Begriff Heimat sehr bewußt verwendet, für den Kommentar von Kammeier siehe Kammeier, Band II, S. 212, Anm. 1.

<sup>237</sup> Vgl. Waldenfels, S. 40.

<sup>238</sup> Für eine Analyse des Phänomens „Heimweh“ und dessen Folgen vgl. Castelnuovo, Emigration sowie Furnham, Culture, S. 63 - 111.

<sup>239</sup> Margarethe Winkelmeier am 14.12.1869, Band I, S. 424.

hat man nach ein par Monat eine schöne Sume Geldes. – Aber mein Herr sagte gestern zu mir, ich könnte hir so lange bleiben wie ich wolte, aber es wär besser für mich, wen ich die Lehrzeit alles mitmachte, den ich könnte in die größere Stad vil mehr lernen wie in so kleine.<sup>240</sup>

Wehrmann blieb in Belleville, da sich ihm die Möglichkeit bot, die Bäckerei seines Arbeitgebers zu übernehmen, dennoch zeigt diese Passage, dass Wehrmann durchaus bewußt auf seine Zukunft hinarbeitete. Der Erwerb beruflicher Fähigkeiten wog offenbar stärker als das bisherige Maß an Beheimatung in Belleville. Den Briefen zufolge war dieser Ort nach Brenham und Carmine bereits Wehrmanns dritter Wohnort innerhalb von zwei Jahren in Texas, vorausgesetzt es handelt sich hierbei nicht um Teile derselben Stadt. Direkter noch in bezug auf reflexive Strategien und allgemein ein erstaunlicher Fall bewußter Beheimatung innerhalb der Briefeditionen ist allerdings Heinrich Griepenstroh. Nachdem er etwa 12 Jahre in Terre Haute im Bundesstaat Indiana gelebt hatte zog er 1892 für einige Zeit nach Los Angeles in Kalifornien:

„ob ich hier bleiben werde, das weiß ich noch nicht. oh, es ist hir ordenlich Schön, aber Terre Haute liegt mir doch noch am Herzen, den das war grad wie meine Heimat, den da bin ich aufgewachsen und so gewöhnt und alle meine Freunde und Bekante verlassen, das es mir doch sehr nahe geth, es zu verlassen (...). Vielleicht wil ich Nächsten Sommer wieder zurück, den mein Medchen will auch nicht andern als das ich wieder kommen soll. oh, was gute Heimat ieh da verlassen habe!<sup>241</sup>

Die moderne Verwendung des Begriffes Heimat bei Griepenstroh ist einzigartig. Zwar definiert er auch hier die Heimat entlang der alten Vorstellung vom Geburtsort und dem Ort des Erwachsenwerdens, dennoch ist die Erwähnung der relevanten Kriterien Gewöhnung, soziale Bindungen und emotionale Beziehung bemerkenswert.

Verhältnismäßig häufig finden sich in den Briefen Hinweise auf die fünfte von Mitscherlich benannte Strategieform. Die imaginativen oder imaginären Strategien vergleichen die aktuelle Lebenssituation mit anderen möglichen Heimatorten oder anderen Positionen darin. Selten sprechen die Auswanderer in ihren Briefen von möglichen Alternativen innerhalb der amerikanischen Gesellschaft, ein sehr regelmäßig genutztes Motiv ist jedoch der Vergleich der alten und der neuen Lebenswelt, „hier“ und „da“, Amerika und Deutschland:

---

<sup>240</sup> Friedrich Wehrmann am 15.12.1893, Band II, S. 291.

<sup>241</sup> Heinrich Griepenstroh ohne Datum 1892, Band III, S. 146.

„Es ist hier ein ganz ander leben wie in Deutschland. Die Leute Meinen bei euch das ist gut leben, aber gegen hier ist es nichts. hier lebt man jeden Tag als wens Hochzeit ist. (...) Ich wünsche mir nie und Nimmer mehr nach Deutschland und da zu arbeiten.“<sup>242</sup>

Diesem Zitat ließen sich viele andere hinzufügen und auch wenn die Frage nach Übertreibung seitens des Autoren in jedem Fall neu zu bewerten ist, so ist doch die identitätsstützende Funktion solcher Aussagen nicht zu leugnen.

Zusammenfassend lässt sich zu den Beheimatungsstrategien sagen, dass sich vor allem Aussagen zur ökonomischen Sicherheit und zum Vergleich zu der Alternative Deutschland in den Briefen finden lassen. Zum Einen sind diese häufigen Themen für die Adressaten von vermeintlich besonderem Interesse, insbesondere in Anbetracht der Informationsfunktion der Briefe für potentielle Auswanderer. Des Weiteren erklären sich Bemerkungen über die wirtschaftliche und finanzielle Situation der Migranten sicherlich aus der psychologischen Notwendigkeit, im Falle einer neuen Umwelt zunächst die Erfüllung der Grundbedürfnisse sicher zu stellen. Erst wenn dieses gewährleistet ist, beginnt die Person ihre weitere Umgebung zu erforschen und am Ende dieses Prozesses steht die emotionale Identifizierung mit diesem Raum.<sup>243</sup> Reflexive und emotionale Strategien aber erscheinen den Auswanderern zumindest nicht besonders mitteilenswert, lassen sich aber in einzelnen Fällen belegen. Besonders interessant sind die sozial-integrativen Strategien. Man kann hier vermuten, dass sich die Auswanderer mittels der Familien- und Kettenmigration gewissermaßen ein Stück Heimat mit nach Amerika nahmen.

In den Ausführungen zu ihren Untersuchungsergebnissen bemerkt Mitzscherlich, dass die in ihrem Projekt befragten jugendlichen Migranten in der praktischen Zielsetzung ihrer Beheimatungsstrategien nicht den bewußt artikulierten Heimatvorstellungen gemäß handeln. Besonders auffallend ist die Tendenz dieses Unterschiedes, sich sogar in ein gegenteiliges Verhältnis zu steigern.<sup>244</sup> Die Idee der Heimat wird für sie zum Relikt einer überkommenen Vorstellung. In diesem Zusammenhang verwundert es nicht, wenn sich die Vorstellung von Heimat als etwas rückwärts gewandtem und konservativem im allgemeinen Verständnis manifestiert. Andererseits kann umgekehrt eben diese Vorstellung vom Heimatbegriff die Wahl der individu-

---

<sup>242</sup> Christoph Friedrich Laging am 22.3.1852, Band I, S. 6.

<sup>243</sup> Pötscher, S. 40 – 42.

<sup>244</sup> Mitzscherlich, S. 221.

ellen Heimatvorstellung begründen, so dass von einer wechselseitigen Beeinflussung auszugehen ist. Dieser Charakter des klassischen Heimatbegriffs ist wahrscheinlich auch für die seltene Wahl dieses Begriffes seitens der Amerikaauswanderer ausschlaggebend. In Anbetracht der Geschichte dieses Heimatbegriffes, seiner Verankerung im Bürgertum und seiner Relevanz vornehmlich für den Ausdruck einer Verlust Erfahrung erscheint sein häufiges Ausbleiben in den Briefen verständlich.<sup>245</sup> Auch die Briefautoren führen den Begriff offenbar als Synonym für den Geburtsort, so schreibt auch Friedrich Bremer 40 Jahre nach seiner Auswanderung: „Wie gerne hört man immer noch von der alten Heimat.“<sup>246</sup>

Demgegenüber ist Beheimatung ein gegenwärtiger Prozess, der individuell eine Heimat schafft oder festigt und verstärkt, für die die Betroffenen oft keinen Begriff zu haben scheinen. Es handelt sich hierbei um einen kontinuierlichen Vorgang, der nie abgeschlossen ist.<sup>247</sup> Diese Aussage bestätigt sich, wenn man berücksichtigt, dass für die Beschreibung der Heimat die variable Zeit für den Betroffenen einen maßgeblichen Einfluss haben kann, indem die empfundene Heimat vielleicht mit einer bestimmten Phase des Lebens verbunden wird.<sup>248</sup>

Der im Fragenkatalog für die Briefe vorgesehene Raum für Äußerungen im Zusammenhang mit Nationalbewusstsein blieb in den meisten Fällen leer.<sup>249</sup> Es finden sich nur wenige politische Äußerungen und im allgemeinen erscheint nationale Identifikation nicht besonders ausgeprägt.<sup>250</sup> Es wird in einigen Briefen auf gewaltsame Konflikte wie den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 bis 1871 und den Krim-Krieg von 1863 bis 1865 eingegangen, auch der Amerikanische Sezessionskrieg ist hier von einiger Bedeutung.<sup>251</sup> Start- und Zielpunkt der Migration werden zwar in nationalen Kategorien wahrgenommen. Aber auch wenn die Auswanderer oft von Deutschen in den USA berichten, sind damit mehrheitlich Menschen gemeint,

---

<sup>245</sup> Vgl. den Verlust der „Urheimat“ bei Waldenfels, S. 36, für die Verbindung mit der Verlust Erfahrung Assion in: Assion, Aufbruch, S. 136 und Rauschenbach in: Belschner, S. 69.

<sup>246</sup> Friedrich Bremer an seine Nichte am 10.12.1910, Band I, S. 205f.

<sup>247</sup> Waldenfels, S. 36,

<sup>248</sup> Vgl. Woinowitsch, in: Zehetmair, S. 142f.

<sup>249</sup> Siehe Anhang Ia.

<sup>250</sup> Vgl. Kammeier, Band I, S. 397.

<sup>251</sup> Margarethe Winkelmeier am 6.12.1870, Band I, S. 70, Wilhelm Wedig an seine Schwiegereltern am 25.8.1855, Band II, S. 19, vom Amerikanischen Bürgerkrieg berichtet beispielsweise Louis Duncker in all seinen fünf Briefen an seinen Schwager zwischen 1861 und 1866, Band III, S. 35 – 44, vgl. auch Helbich, Bürgerkrieg.

die aus dem Nordwestfälischen Raum, häufig auch aus kleineren gemeinsamen Herkunftsregionen stammen.

Der weit verbreiteten religiösen Grundhaltung der ostwestfälischen Briefautoren wurde in dieser Arbeit nur bedingt Rechnung getragen. Nicht wenige der Auswanderer wählten in Anbetracht ihrer Schwierigkeiten mit dem Heimatbegriff eine Alternative, die für ihre von der Erweckungsbewegung stark beeinflusste Herkunftregion typisch war. Der „verlorenen Heimat“ auf der anderen Seite des Atlantiks und der mit diesem Begriff oft nur widerwillig verbundenen neuen, amerikanischen Umgebung stellten sie eine „Himmlische Heimat“ gegenüber. Sie war einerseits Ausdruck ihrer mitunter stark ausgeprägten Gläubigkeit und gleichzeitig eine Kompensationsmöglichkeit für die Trennung von den in Deutschland gebliebenen Familien und Freunden. Wilhelm Ellerhof drückt dies folgendermaßen aus:

„lieber Bruder, du hast mal geschrieben, einer von uns solte euch mall besuchen. ich für meinen theile habe kein Verlangen darauf. (...), wir könnten ja doch nicht zusammen bleiben. ein großes verlangen habe ich aber Nehmlich, das wir in der Obern heimat alle zusammen kommen, wo wir nicht mehr getrent werden. der liebe Gott wolle uns alle durch seine Gnade dahin gelangen lassen.“<sup>252</sup>

Häufig finden solche religiösen Überzeugungen in Form von Liedern, Gebeten und Gedichten Erwähnung in den Briefen. So wird beispielsweise gleich in zwei Briefen ein religiöses Auswandererlied erwähnt, das für diese beiden Autoren einen besonderen Stellenwert einnahm:

„Wo findet die Seele die Heimat der Ruh“? Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu? Ach bietet die Welt keine Freistatt mir an, Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann? Nein, nein, Nein, nein, Hier ist sie nicht: Die Heimat der Seele ist droben im Licht.“<sup>253</sup>

In den zwei Briefen wurde jeweils nur die erste Zeile wiedergegeben, da die Autoren die Bekanntheit des Liedes bei ihren Adressaten voraussetzten, auch dieses ist ein Indiz für die Bedeutung derartiger Literatur. Es war den Amerikaauswanderern offenbar durchaus bewusst, dass ein als Heimat geltender Ort durch mehr als nur die Herkunft definiert wurde. Die Verbindungen, die sie auf emotionaler Ebene zu ihrer

---

<sup>252</sup> Wilhelm Ellerhof am 14.3.1882, Band II, S. 192.

<sup>253</sup> Zitiert nach Kleine Missionsharfe im Kirchen- und Volkston für festliche und außerfestliche Kreise. Ein Teil des Ertrages für die Missionen, Gütersloh 1925. Erwähnung findet das Lied bei Friedrich Pohlmann am 27.5.1882, Band II, S. 223 und bei August Hartmann, der am 30.11.1913 seiner Tante in Remscheid berichtet, wie seine Cousine es auf dem Sterbebett singt, Band II, 167f..

„alten Heimat“ aufrecht erhielten, gründeten sich im wesentlichen auf persönliche Beziehungen, wie im folgenden dargestellt werden soll.

### 3. Transatlantische Familienstruktur

Im transatlantischen Briefverkehr nach Deutschland stellen die an die engere Familie adressierten Briefe die klare Mehrheit. Etwa 80% der in dieser Arbeit untersuchten und eindeutig zuzuordnenden Briefe sind an die Eltern und Geschwister gerichtet, weitere 10% erhielten andere Verwandte. Hierdurch wird die Vorrangstellung der Familie deutlich. Das Schreiben von Briefen stellte für die meisten Auswanderer die einzige Möglichkeit dar, mit den Menschen in Kontakt zu bleiben, die mit ihnen bis zum Zeitpunkt der Emigration oftmals auf engstem Raum lebten.

Selbstverständlich war dieser Kontakt indessen nicht, wie aus einigen der Briefwechsel hervorgeht. Carl Molkenbur bedauert seinen Schwiegereltern gegenüber, dass er in den vier Jahren seit seiner Abreise keinen Brief von ihnen bekam und es ist davon auszugehen, dass auch seine Frau in diesem Zeitraum keinen Brief von ihren eigenen Eltern erhielt.<sup>254</sup> Christian Griepenstroh, der 1871 im Alter von 29 Jahren auswanderte beschwert sich sogar 1889 in einem Schreiben an seinen Elternhaus:

„nun vielgeliebte Mutter Bruder und Schwierin, es thut mir herzlich Leid das ihr uns in die ganzen 18 Jahr nicht mahl einen kleinen Brief geschrieben habt. es scheint mir als wen Ihr mich ganz und gar Vergessen habt.“<sup>255</sup>

Es ist davon auszugehen, dass viele Auswanderer mit schlechten Beziehungen zu oder Problemen mit den Eltern den Kontakt gänzlich vermieden und deshalb keine Briefe schrieben. Dementsprechend selten sind solche Äußerungen in den Quellen. Dadurch wird die Beantwortung der Frage erschwert, wie die Beziehung der Migranten zu ihren in Deutschland verbliebenen Familien tendenziell einzuschätzen ist. Einige der Bemerkungen über einen niedrig frequentierten Briefverkehr lassen sich auch mit dem langen Zeitraum begründen, der seit der Auswanderung verstrichen ist. Über zwanzig Jahre nach diesem Schritt sind solche Äußerungen durchaus zu erwarten.<sup>256</sup> Bei näherer Betrachtung der Zeit, die zwischen den einzelnen Briefen

<sup>254</sup> Carl Molkenbur an die Schwiegereltern am 17.3.1859, Band I, S. 35.

<sup>255</sup> Christian Griepenstroh am 24.3.1889, Band I, S. 100f.

<sup>256</sup> Christoph Richter am 1.3.1880, Band III, S. 64 und Heinrich Biermann am 20.9.1906, Band I, S. 150, vgl. auch Ludwig Borchert am 27.1.1878, Band I, S. 113, dessen Auswanderungsjahr allerdings nicht zu ermitteln war.

und der Auswanderung verstrichen ist, fällt auf, dass sich die Frequenz der Briefkontakte schon nach 2 Jahren auf ein Niveau einzupendeln scheint, dass erst nach etwa 10 Jahren abzusinken beginnt. Bei aller Vorsicht gegenüber der niedrigen Anzahl von Briefen und der häufig fehlenden Angaben zum Auswanderungsjahr ist doch die niedrige Zahl von Briefen zwischen dem zweiten und fünften Jahr nach der Auswanderung auffallend.<sup>257</sup> Die Repräsentativität der Zahlen vorausgesetzt, könnte daraus geschlossen werden, dass sich die Migranten binnen zwei Jahren nach der Auswanderung auf einen langfristigen Kontakt zu den Familien in Deutschland einstellten. Allerdings muss auch die Tatsache berücksichtigt werden, dass nur ein Bruchteil der Korrespondenz mit den Amerikaauswanderern erhalten geblieben ist. Es liegt die Vermutung nahe, dass die Häufigkeit der im Jahr der Auswanderung und dem darauf folgenden geschriebenen Briefe auf deren Wert für die Familien in der alten Heimat zurückzuführen ist. Es ist ferner anzunehmen, dass neben den ersten aus Amerika erhaltenen Briefen in einigen Fällen nur besonders wichtige und interessante Nachrichten aufbewahrt wurden.

Auch unter Geschwistern in den Vereinigten Staaten ist der Kontakt sehr unterschiedlich ausgeprägt. Einige Autoren pflegen offensichtlich sehr engen Kontakt zu ihren Geschwistern, wie beispielsweise Heinrich Meyer, der 1871 die Witwe seines verstorbenen Bruders Wilhelm heiratete, dessen Farm er auch zusammen mit Carl, einem weiteren Bruder pachtete.<sup>258</sup> Allerdings galt dieses offenbar nicht für immer für alle Geschwister, denn neun Jahre später schreibt Meyer an seinen Onkel in Arrenkamp:

„jetz bin ich von Charl. und Louise sehr weit entfernt, über 300 Meilen. Wier haben uns in acht Jahr nicht gesehen. diesen Sommer oder nächsten frühjahr will ich sie doch Besuchen, d. h. wen ich Gesund Bleibe.“<sup>259</sup>

Ähnlich zwiespältig stellt sich die Familiensituation von August Oberschulte dar. In einem Brief aus der Weihnachtszeit des Jahres 1901 klingt deutliches Heimweh und Sehnsucht nach seiner Familie an, dennoch vermerkt er zwei Jahre später, dass er seinen in Amerika lebenden Bruder seit 15 Jahren nicht mehr gesehen hat.<sup>260</sup> Trotz der oftmals sehr gut funktionierenden Netzwerke in den USA stellten doch die großen

---

<sup>257</sup> Siehe Anhang 8.

<sup>258</sup> Heinrich Meyer am 15.3.1880, Band II, S. 117f, vgl. auch Hermann Heinrich Höner, der seinen Bruder in der Einleitung des Briefes vom 16.5.1855, Band II, S. 48, mit einschließt.

<sup>259</sup> Heinrich Meyer am 15.3.1880, Band II, S. 119.

<sup>260</sup> August Oberschulte am 3.12.1901, Band III, S. 257f und am 26.11.1903, Band III, S. 260.

Entfernungen von nicht selten mehreren hundert Meilen, die zwischen einigen Geschwistern lagen, einen beträchtlichen Hemmfaktor für die Kommunikation dar. Solche Schwierigkeiten scheinen auch die wachsende Mobilität im Verlauf des 19. Jahrhunderts überdauert zu haben.<sup>261</sup>

Aber auch ein regelmäßig und über lange Zeit geführter Kontakt kann die Entfremdung und emotionale Entfernung von der Familie belegen. Ein gutes Beispiel hierfür ist der ausführliche und lang anhaltende Briefwechsel, den Friedrich Bremer mit seiner Familie in Rahden aufrecht erhielt.<sup>262</sup> Die letzten beiden erhaltenen Briefe schrieb Bremer 1923 im Alter von nunmehr 76 Jahren. Die gesamte Briefserie ist entgegen dem bereits erwähnten Schwerpunkt anderer Autoren sehr von politischen Themen geprägt, zudem legt Bremer den Briefen offenbar politische Zeitungen bei. In den 11 innerhalb des Beobachtungszeitraumes verfassten Briefen wird jedoch nicht näher auf persönliche Themen eingegangen. Das die Kontakte über den Atlantik hinweg auch bedingt generationsübergreifend geführt wurden, belegen die bereits erwähnten Briefe, die von den in den Vereinigten Staaten geborenen Kindern Katharina Biermann und Minnie Zeh an ihre jeweiligen Großeltern geschrieben wurden.<sup>263</sup>

Auch der Kontakt von Friedrich Telkemeyer zu seinen Familienangehörigen scheint nach 14 Jahren auf jährlich einen Brief reduziert zu sein, da er sich im Mai 1912 für den Brief seiner Eltern vom Februar des Vorjahres bedankt. Im Gegensatz zu Bremer, der viele Jahre nach seiner Auswanderung schreibt, zeigen die ersten Briefe Telkemeyers allerdings noch sehr viel persönliche Verbundenheit zu seiner Familie. Die Nachricht vom Abbrennen seines Elternhauses scheint ihn sehr zu berühren:

„(...) aber als ich ihn las (den Brief, Anm. d. V.), da kamen mir die Tränen in die Augen und auch Karl Drumann weinte mit, den Mein Vaterhaus, auf das ich mit stolz zurückschaute, wo ich am Liebsten mit meinen Gedanken weilte, zu Asche. das war eine Traurige Nachricht. (...) Lieber Bruder, das Vater das noch erleben muß! was mir das ist, das kan ich Dier nicht schreiben! Aber Gott helfe den Vater und Euch, das ihrs überwindet.“<sup>264</sup>

---

<sup>261</sup> Beispiele dafür bei Ludwig Dunker im Brief an seinen Schwager am 1.11.1861, Band III, S. 37, Heinrich Kolkhorst am 3.4.1897, Band II, S. 358 und Heinrich Holsing am 25.5.1911, Band I, S. 432.

<sup>262</sup> Briefe von Friedrich Bremer an seinen Bruder, Band II, S. 255ff und an seine Nichte, Band I, S. 203ff.

<sup>263</sup> Katharina Biermann am 8.1.1909, Band I, S. 153 und Minnie Zeh am 5.4.1906, Band I, S. 162, vgl. auch Christian Wilhelm Meyer am 27.1.1907, Band I, S. 188. Siehe auch Kapitel IV.1, S. 59.

<sup>264</sup> Friedrich Telkemeyer an Bruder, Schwägerin und Vater 1896, Band II, S. 336f.

Das ausgeprägte Mitleid mit dem Vater belegt deutlich die starke Verbundenheit, die Telkemeyer noch immer mit seiner alten Heimat verband. In eben diesem Brief lud Telkemeyer des Weiteren seine Eltern zu der bevorstehenden Hochzeit mit Karoline Kütemann ein, mit der zusammen er kurz zuvor ausgewandert war. In seinem offenbar ersten Brief aus den USA, hatte er diese Verbindung bereits angekündigt und um den Segen des Vaters gebeten.<sup>265</sup> Auch wenn diese Bitte etwas förmlich klingt und Karoline den Eltern offenbar bekannt war, so ist doch das Ersuchen um Rat oder Einverständnis bei der Familie keine Seltenheit. Besonders im Falle von Hochzeiten wurde zuweilen Rat bei den in Deutschland verbliebenen nahen Verwandten gesucht.<sup>266</sup> Ein besonders gutes Beispiel dafür ist Friedrich Wehrmann, der 1892 mit 15 Jahren auswanderte. Dieses Alter ist zwar nicht als unüblich anzusehen, aber die starke Bindung an das Elternhaus kann sicherlich zum Teil hiermit begründet werden.<sup>267</sup> In den beiden auf seine Auswanderung folgenden Jahren fragte er wiederholt, ob er seinen Eltern ärger mache. Dies ist um so erstaunlicher, da er durch offenbar ausgesprochen tatkräftige Arbeit in seiner Bäckerei diese im Alter von 16 Jahren bereits zur Hälfte selbst erstehen konnte. Dennoch fügt er hinzu „Ich bitte, schreib so bald wie möglich wieder, ob ich auch Freude damit mache oder ärger“ und er unterschreibt den Brief mit den Worten: „Euer treuer und Gehorsamer und Ehrlicher Fritz.“<sup>268</sup> Auch Heinrich Grewe bittet um Anerkennung seitens seiner Familie. In einem kurzen, zu diesem Anlass geschriebenen Schriftstück rechtfertigt er sich gegenüber seinem Großvater für die Aufgabe der Anstellung bei seinem Onkel, der „immer an Schimpfen“ gewesen sei.<sup>269</sup>

Wichtige und grundlegende Ereignisse, wie Hochzeiten, Geburten oder Todesfälle sind im allgemeinen einige der wichtigsten Themen in den Briefen und zuweilen auch deren konkrete Anlässe. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Auswanderung von Heinrich Niedringhaus, der von seinem Bruder bis nach Bremen und Bremerhaven zum Auswanderungsschiff begleitet wurde.<sup>270</sup> Auf diesem lernte er

---

<sup>265</sup> Friedrich Telkemeyer an seinen Vater 1896, Band II, S. 335.

<sup>266</sup> Neben dem in Kapitel III.2 bereits erwähnten Brüdern Schwettmann vergleiche Heinrich Johannecke an seinen Cousin Wilhelm Wöhrmann am 2.3.1879, Band I, S. 124 und Ludwig Wöhrmann am 13.1.1882, Band I, S. 126. Es ist im Übrigen auffällig, dass die beiden letzteren verwandt waren und an die gleiche Adresse schrieben.

<sup>267</sup> Zur Alterstruktur der Auswanderung vgl. Anhang 4.

<sup>268</sup> Friedrich Wehrmann am 16. April 1894, Band II, S. 293, vgl. auch seine Briefe vom 15.12.1893, Band II, S. 291 und vom 13. eines unbekanntes Monats im Jahre 1894, Band II, S. 294f.

<sup>269</sup> Heinrich Grewe in einer Beilage an seinen Großvater im Brief an den Onkel vom 6.12.1903, Band I, S. 196.

<sup>270</sup> Vgl. Kapitel III.3, S. 42.

neben einigen aus Bünde stammenden Migranten auch seine spätere Frau Tillie Snobkey aus Pommern kennen. In ihrem Brief stellt sich Tillie den zukünftigen Schwiegereltern vor und bittet diese die Hochzeit der beiden trotz der Distanz gleichsam mitzufeiern.<sup>271</sup> Einige Jahre später konnte Heinrich die Geburt eines Sohnes vermelden. Besonders interessant für die Adressaten der Briefe scheinen jedoch Todesfälle, die oftmals als Anlass eines Briefes dienten. So blieben bei der Familie Meyer in Dielingen / Stemwede zwei einzelne Briefe erhalten, in welchen Wilhelm Wedig und Heinrich Köper ihre Schwiegereltern über den Tod ihrer Töchter Louise und Engel in Kenntnis setzten.<sup>272</sup> Auch wenn nicht bekannt ist, ob die damaligen Schwiegersöhne weitere Briefe an die Familie schrieben, so waren diese Todesmitteilungen offenbar der Familie langfristig wichtig genug um sie bis heute aufzubewahren.

Einige Briefe deuten gerade auch in bezug auf Erbschaftsfälle Streitigkeiten innerhalb der Familie an. Äußerst direkt schilderte Heinrich Schiermeier in einem Brief an seinen Onkel seinen Unmut gegenüber dem Hoferben und Bruder:

„Es hatt mir sehr leid gethan daß Christian noch so habgierig ist so er doch alleine mehr geerbt hat von unsern Vatter wie wier ander Kinder alle miteinander. Ich gebe ja nicht um die par Thaler, doch er war mir sehr auffallend, denn daß hatte ich von ihn als mein Bruder nicht erwartet.“<sup>273</sup>

In diesem Brief lässt Heinrich auch klar erkennen, dass die Auswanderung innerhalb seiner Familie seiner Meinung nach von einem starken Druck seitens der Familie begleitet worden war. Auch die Familie von Friedrich Wilhelm Meier aus Varl befand sich zeitweise in großer Unruhe. Die genauen Verhältnisse innerhalb der Familie sind den Äußerungen Meiers nicht zu entnehmen, er versuchte allerdings einen komplexen Streit innerhalb der Familie zu schlichten.<sup>274</sup> Die Ursache dieser Unstimmigkeiten liegen wahrscheinlich in den maroden Finanzen des Hofes seiner Schwester. Da er in der weiteren Bewirtschaftung des Hofes keine praktikable Option sah, weigerte sich Friedrich Wilhelm, Geld nach Deutschland zu schicken und legte seiner Schwester und seinem Schwager stattdessen die Auswanderung nahe.<sup>275</sup>

<sup>271</sup> Vgl. Brief von Tillie Snobkey an ihre Schwiegereltern vom 25.3.1895, Band IV, S. 14.

<sup>272</sup> Wilhelm Wedig am 25.8.1855, Band II, S. 18 und Heinrich Köper am 10.4.1859, Band II, S. 28, vgl. ferner den Brief August Hartmanns an seine Tante vom 30.11.1913, Band I, S. 165 - 168 und den Brief Wilhelm Wöhrmanns an seinen Bruder in Texas vom 16.7.1895, Band I, S. 127f.

<sup>273</sup> Heinrich Schiermeier an seinen Onkel und Vormund am 4.7.1871, Band I, S. 92.

<sup>274</sup> Friedrich Wilhelm Meier am 11.2.1876, Band I, S. 42f.

<sup>275</sup> Seiner Schwester hundert Taler zu schicken sei „gerade als wen die Mücke in den Reihn Phießt“, da die Schulden zu hoch seien, Friedrich Wilhelm Meier am 28.1.1873, Band I, S. 38f.

Viele der Auswanderer lassen in ihren Briefwechseln allerdings ein gutes Verhältnis zu ihren nahen Verwandten in Übersee erkennen. Ein sehr ausführlicher und freundlicher Briefkontakt wurde von den Schwestern Winkelmeier mit den Verwandten in Deutschland aufrecht erhalten. Die schon mehrfach erwähnten Geschwister waren 1867 zusammen in die USA ausgewandert und noch in diesem Jahr schrieben beide sechsmal an ihr altes Zuhause. Die zum Zeitpunkt der Auswanderung gerade erst 16 Jahre alte Margarethe träumt noch lange Zeit von Erlebnissen und Menschen in ihrer alten Heimat und verbindet damit gute Erinnerungen. Ihre Briefe zeichnen sich durch eine relative Unbeschwertheit aus und sie ist scheinbar ebenso zufrieden mit ihrer Situation wie ihre 13 Jahre ältere Schwester Engel. Diese verliert auch nicht den Blick für die emotionale Situation der Eltern; sie nimmt mehrfach Anteil an den Problemen der Eltern und ist bemüht, ihre Sorge um die Kinder zu zerstreuen. In ihrem ersten Jahr nach der Ankunft schreibt sie deshalb an ihre Familie:

„nuhn meine Lieben Eltern mahget euch keine große Kopf schmerzen über mich unt Mutter das sie denken dieses oder Jen[es] haben wier wohl nicht recht getahn Oneint das ist nicht so es ist alle alle reht das sahge Ich ihnen nicht ap wen sie uns zu weilen mit ins ge Bett nehmen Dan ist es alles genug.“<sup>276</sup>

Die Sorge der Eltern blieb den Auswanderern also nicht immer verborgen, wie einige Briefe belegen, die aus den Elternhäusern an die Migranten geschickt wurden. Neben den Briefen aus Amerika sind gelegentlich solche Briefe in der Kammeierschen Sammlung enthalten. Zumeist erklärt sich das Vorhandensein solcher Schreiben in Deutschland durch Probleme bei der Postzustellung oder durch nachträgliche Kontakte zu Nachfahren der Auswanderer in den USA. Es ist auffallend wie häufig diese Briefe Sorge und Vermissen seitens der Eltern erkennen lassen, ganz besonders wenn man sie mit den oftmals sehr unbeschwerten und zuversichtlichen Briefen der Auswanderer vergleicht.<sup>277</sup> Dieser Unterschied könnte sich mit dem Wissen der Auswanderer über die Verhältnisse sowohl in Deutschland als auch in Amerika erklären lassen. Die trotz aller Information über Amerika verbliebenen Unsicherheiten und das nur indirekt erworbene Wissen ließen die Sorge liebender Eltern bei Ausbleiben von Post aus Amerika offenbar ansteigen. In einigen Briefen wurde beispielsweise

<sup>276</sup> Engel Winkelmeier in einem undatierten Brief, wahrscheinlich aus dem Jahre 1867 in: Helbich (Ed.), Briefe, S. 542.

<sup>277</sup> Vgl. Henriette Rennegarbe an ihre Tochter am 19.12.1910, Band I, S. 219f, den Brief wahrscheinlich eines Bruders von Carl Haverkamp an denselben vom 9.12.1858, Band II, S. 141, Franz Bolles an seinen Bruder am 9.11.1877, Band I, S. 110f und Friedrich Gottlieb Schwettmann an seine Brüder am 20.2.1853, Band I, S. 24f.

der Angst der Eltern um ihre im Amerikanischen Bürgerkrieg kämpfenden Söhne Ausdruck verliehen.<sup>278</sup>

Zusammenfassend lässt sich über den Kontakt zwischen den Auswanderern und ihren in Deutschland zurück gebliebenen Familien festhalten, dass die Briefwechsel in dem in dieser Arbeit berücksichtigten Zeitraum von entscheidender Bedeutung waren. Nicht alle Auswanderer entschieden sich, den Kontakt mit den Verwandten in Deutschland aufrecht zu erhalten, und in der Regel nahm das Maß an Intimität und Vertrautheit in bezug auf die Themen der Briefe über lange Zeit allmählich ab. Die meisten Briefautoren versuchten wie Heinrich Griepenstroh die Sorgen der Eltern zu zerstreuen.<sup>279</sup> Einige der Autoren wie beispielsweise Christian Wilhelm Meyer hatten eine durchaus humorvolle Art, die Familie zur Aufrechterhaltung des Briefkontaktes anzuhalten.<sup>280</sup> So lässt sich in den Auswandererbriefen doch eine Tendenz zu einer unterschiedlich starken Affinität zu den Familien in Übersee erkennen. Konflikte finden sich eher selten, sie hatten wohl eher den Abbruch des Kontaktes zur Folge. Die These von Thomas Bartolosch, dass die Familie als psychologische Kompensation für einen problematischen Beheimatungsprozess angesehen werden kann, ist zwar aufgrund der wenigen Krisenfälle schwer zu beantworten, scheint aber prinzipiell mit dem hochfrequenten transatlantischen Kontakt und dessen Qualität vereinbar.<sup>281</sup>

---

<sup>278</sup> So zum Beispiel bei Clamor Adolph Obernagel aus Harlinghausen in seinem Brief an seine Schwiegertochter vom 13.5.1865, Band I, S. 58f.

<sup>279</sup> Heinrich Griepenstroh widmet dieser Aufgabe einen ausführlichen Paragraphen in seinem Brief vom 30.11.1893, Band III, S. 155.

<sup>280</sup> Christian Wilhelm Meyer am 12.1.1899, Band II, S. 124.

<sup>281</sup> Bartolosch, Auswandererbriefe, S 210f.

#### 4. Rückwanderung und Scheitern

Die technische Entwicklung während des 19. Jahrhunderts senkte nicht nur die Risiken und Preise der Auswanderung, sie machte für viele Deutschamerikaner eine Rückwanderung oder doch zumindest einen Besuch in Deutschland zu einer realistischen Handlungsoption. Da endgültig zurückkehrende Migranten schwer von Besuchern zu unterscheiden sind, variieren die Zahlen zur deutschen Rückwanderung in einem immensen Maße. Die Zahlen der dauerhaft aus den USA zurück nach Deutschland reisenden Migranten abzuschätzen, stellt daher ein besonders schwer zu lösendes Problem der historischen Migrationsforschung dar. Hierdurch erschwert sich indirekt auch die Antwort auf die Frage nach einer erfolgreichen Beheimatung. Als sicher kann gelten, dass die Rückwanderungsquote um die Jahrhundertwende und darüber hinaus ebenso wie die gesamte Migration deutlich anstieg.<sup>282</sup> Walter Nugent schätzt die gesamte Rückwanderung aus den USA bis zur Jahrhundertwende auf etwa 30 bis 40 Prozent der Einwanderung, nach 1908 betrug sie über 50 Prozent.<sup>283</sup> Die hohe Zahl nach der Jahrhundertwende lässt sich sicherlich durch die vor allem von Süd- und Osteuropäern praktizierte saisonale Arbeitsmigration erklären. Die Zahlen sind allerdings deutlich zu hoch, um sie auf die Auswanderer aus Deutschland im allgemeinen und aus dem Nordwestfälischen Raum im Besonderen zu übertragen. Für Deutschland können Quoten von unter 20 Prozent der Immigration nach der Jahrhundertwende nach Kamphoefner oder 6,6 bis 22,3 Prozent nach Moltmann angenommen werden.<sup>284</sup> Selbst diese Zahlen beinhalten jedoch die vor allem aus den Städten kommende Arbeitsmigration des industriellen Sektors. Die eher ländlich geprägte Klientel der hier betrachteten Migration lässt aufgrund ihrer starken Tendenz zur Farmgründung eine geringere Prozentzahl von Rückwanderung vermuten.<sup>285</sup>

---

<sup>282</sup> Vergleiche dazu die anschauliche Beschreibung in Kamphoefner, Westfalen, S. 4, auch Nugent, Crossings, S. 34.

<sup>283</sup> Nugent, Crossings, S. 35.

<sup>284</sup> Kamphoefner, Walter D., The Volume and Composition of German-American Return Migration, in: Vecoli, Rudolph J. and Suzanne M. Sinke, A Century of European Migrations, 1830 - 1930, Urbana 1991, S. 295 und S. 300, Zahlen nach Moltmann in Grether, Andreas und Sabine Scheuermann, Rückwanderung aus Amerika. Zum Problem der Rückkehr aus der Fremde, in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 215.

<sup>285</sup> Vgl. Bade, Europa, S. 148. Die These wird auch durch die Zahlen Niermanns gestützt: Die jungen Männer zwischen 14 und 23 Jahren sind trotz ihrer Dominanz in der Altersverteilung eher in der Anfangszeit als in der späteren "New Emigration" überrepräsentiert, vgl. Anhang 3 und 4.

Die Briefe erhärten diesen Verdacht. Auffallend ist in der Korrespondenz der Emigranten mit ihren Familien das geläufige Thema des Besuches in Deutschland. Vergleicht man die Häufigkeit solcher mitunter sehr konkret geplanten Gedankenspiele mit den Erwähnungen potentieller Rückwanderung, so ist der Anteil der Besuche um ein vielfaches höher. Allein die Hinweise auf tatsächlich erfolgte Besuche in Deutschland übertreffen die Bemerkungen über potentielle Rückkehr. Beispielhaft hierfür sei Friedrich Mengedoht genannt, der in jedem seiner fünf im Beobachtungszeitraum verfassten Briefe das Thema Deutschlandbesuch ansprach. Er setzte seine Pläne 1884 und 1907 in die Tat um und sein geplanter Besuch 1914 scheiterte kurzfristig - er war schon bis nach England gereist - durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs. So muss also zumindest in bezug auf die Nordwestfälischen Auswanderer von einer deutlichen Mehrzahl von Besuchsreisenden gegenüber Rückwanderern unter den Schiffspassagieren nach Deutschland ausgegangen werden. Im Übrigen finden sich in den Auswandererbrieffen Hinweise auf Fahrten nach Deutschland oder Pläne dazu tatsächlich vermehrt seit den 1860er Jahren.

Der Prozess der Beheimatung kann dadurch problematisch werden, dass die soziale, kulturelle oder die psychische Integration in die neue Umgebung über einen längeren Zeitraum nicht gelingen. Dabei hängen diese Faktoren oft voneinander ab.<sup>286</sup> Eine schlecht geplante oder überhastete Auswanderung kann ebenfalls die Chancen der Anpassung und Eingewöhnung verringern.<sup>287</sup> In solchen Fällen könnte sich die Belastung, die dadurch für die Migranten entstand in den Briefen wiederfinden lassen. Allerdings sind Hinweise auf Familientragödien und existentielle Krisen nicht unbedingt oft in den Briefen zu finden. Einwanderer empfanden vermutlich Scham wenn sie ihr Leben in der Neuen Welt nicht in geordnete Bahnen zu lenken vermochten. Die offenbar schlimmstmöglichen Folgen beschreibt Friedrich Bremer in einem Brief aus dem Jahre 1892:

„auch sind hier mehre Selbstmorde vorgekommen, namentlich von eingewanderten Deutschen, wo es dann öfters hart ist, arbeit zu bekommen und der Lebensunterhalt hier so theuer ist. Namentlich schlimm ist, Wo Deutsche mit Familien einwandern, das heißt, wo die Kinder noch nicht groß genug sind, da sie mitarbeiten können und der Vater keine Arbeit bekommen kann und das mitgebrachte deutsche Geld ist da denn sogleich aufgezehrt.“<sup>288</sup>

---

<sup>286</sup> Mitzscherlich, S. 210.

<sup>287</sup> Mitzscherlich, S. 212.

<sup>288</sup> Friedrich Bremer am 12.2.1892, Band II, S. 256.

Treffend schildert Bremer, unter welchen Voraussetzungen ökonomische Schwierigkeiten nicht nur die Beheimatung verhinderten, sondern sogar die Hoffnung auf eine Verbesserung der Umstände grundlegend zunichte machen konnten. Auch wenn diese eventuell auf Hörensagen gegründeten Beobachtungen sich wahrscheinlich eher auf Ausnahmefälle stützten, kann die Rückwanderung nicht als das einzige Indiz für ein Scheitern der Auswanderung angesehen werden. Es wird deutlich, dass von einer nicht unerheblichen Dunkelziffer gescheiterter Existenzgründungen ausgegangen werden muss, die durch die Analyse von Auswandererbriefen nicht notwendigerweise in hinreichendem Maße bestimmt werden kann.

Besonders hart erlebte auch Engel Schwiesen, geb. Meyer ihre Situation in den USA. Kurz vor dem ersten noch erhaltenen Brief müssen sie und ihre Kinder von ihrem Ehemann verlassen worden sein. In den darauf folgenden Briefen sah sie sich mit den Todesfällen der mit ihr zusammen ausgewanderten Schwester und zweier ihrer Kinder konfrontiert. Sie fürchtete sehr um ihren ebenfalls emigrierten einzigen Bruder, der nach einer vorübergehenden Rückkehr nach Deutschland vom Militär einberufen wurde.<sup>289</sup> Trotz dieser offenbar schweren Schicksalsschläge blieb sie in den USA und starb 14 Jahre nach ihrer Auswanderung im Jahre 1859. August Brinkmann erwähnt in einem Brief, dass seine Schwägerin alle ihre vier Kinder verloren hat, Christian Heinrich Steinkamp erwähnt in Bezugnahme auf den Tod seines Neffen in Deutschland, dass schon sieben seiner „Kleinen“ verstorben seien.<sup>290</sup> Auch wenn Steinkamp selbst zu diesem Zeitpunkt bereits 61 Jahre alt war, kann bei solchen Ereignissen von erheblicher psychologischer Belastung ausgegangen werden.<sup>291</sup> Die Rückwanderung aufgrund des Scheiterns der neuen Existenz scheint dennoch zumindest in den Briefen eher die Ausnahme zu sein.<sup>292</sup> Ein einziger Fall einer misslungenen Migration in den hier berücksichtigten Quellen geht aus den Briefen von Heinrich Schiermeier hervor. Dieser sah sich mit Vorwürfen seitens seines in Deutschland lebenden Bruders Christian konfrontiert, da Heinrich und sein Bruder

---

<sup>289</sup> Sehr emotional beschreibt Engel Schwiesen ihren Schmerz durch die Trennung von ihrem Bruder am 1.8.1852, Band II, S. 14.

<sup>290</sup> August Brinkmann an seinen Onkel am 13. Juni eines unbekanntes Jahres, Band II, S. 161, Christian Heinrich Steinkamp am 13.6.1869, Band I, S. 81.

<sup>291</sup> Vgl. hierzu auch den Fall von Anna Kaiser, Zitat zu Anm. 113.

<sup>292</sup> Diese These wird durch Kamphoefner unterstützt, der bei Rückkehrern gute wirtschaftliche Verhältnisse feststellte, Kamphoefner, Walter D., *The Volume and Composition of German-American Return Migration*, in: Vecoli, Rudolph J. and Suzanne M. Sinke, *A Century of European Migrations, 1830 - 1930*, Urbana 1991, S. 304f.

Ludwig den zu ihnen in die USA migrierten jüngeren Bruder Carl wieder nach Deutschland schickten. In einem Brief von 1871 verteidigt Heinrich sein Vorgehen:

„Es that uns selbst sehr leid und wir haben ihn ungerne wieder zurückgeschickt. Aber um Gottes willen, es ging beim besten willen nicht anders, den alles was er anfing, wollte nich gehen und er war nicht fähig, deine aufgabe zu lösen. kurzum: he was not fitt for this Cuntry.“<sup>293</sup>

Welche Eigenschaften Carl Schiermeier genau fehlten bleibt unklar. Im weiteren Verlauf des Briefes legt Heinrich zudem den Verdacht nahe, dass die Auswanderung Carls nicht ganz freiwillig erfolgte. Dass sich solche mit der Auswanderung verbundenen Probleme nicht häufig in den Quellen finden lassen kann auch an den Nachkommen der deutschen Zweige der Auswandererfamilien liegen.<sup>294</sup>

Darüber hinaus werden Fälle von Rückwanderung nur angedeutet oder es finden sich Erwägungen derselben. So berichtet Louise Wendt um 1890, dass ihre Mutter weder Geld noch Verdienstmöglichkeiten hätte und ihr von ihrem Sohn Heinrich die Rückwanderung nach Deutschland nahegelegt worden sei.<sup>295</sup> Die Korrespondenz innerhalb der Familie Treseler ist ebenfalls aufschlussreich. 1894 wanderte Friedrich Treseler nach Amerika aus. Sobald es ihm möglich war, schickte er Geld an seine Familie nach Deutschland und bot auch weiterhin seine Hilfe an. Das gute Verhältnis innerhalb der Familie äußert sich durch die Solidarität der Eltern mit Friedrichs Entscheidung, die Arbeitsstelle bei einem anderen Mann namens Treseler aufzugeben.<sup>296</sup> Besonders bemerkenswert ist allerdings die Aufforderung an Friedrich durch seine Schwester Louise, aufgrund der verbesserten ökonomischen Verhältnisse zurück nach Deutschland zu kommen.<sup>297</sup> Diese Äußerung lässt den Eindruck entstehen, dass Friedrich Treseler die Migration in die Vereinigten Staaten nicht unbedingt als endgültige Auswanderung geplant hatte.

---

<sup>293</sup> Heinrich Schiermeier an seinen Onkel und Vormund am 4.7.1871, Band I, S. 92.

<sup>294</sup> Vgl. Kapitel II.4, S. 27f.

<sup>295</sup> Die erste Seite dieses Briefes von Louise Wendt an ihren Cousin Heinrich Meyer fehlt, sodass sich nur das Datum des Tages, ein 21., ermitteln lässt, Band II, S. 247.

<sup>296</sup> Familie Treseler an Friedrich Treseler am 30.6.1896, Band II, S. 319, vgl. Kapitel IV.2, Zitat zu Anm. 195.

<sup>297</sup> Louise Treseler an ihren Bruder am 18.5.1897, Band II, S. 322.

## VI. Schlussbetrachtungen

Das Phänomen der Auswanderung war den Bewohnern des östlichen Westfalen offenbar wohlvertraut. Es ist davon auszugehen, dass in manchen Regionen Westfalens, insbesondere des Nordwestfälischen Raumes, kaum eine Familie von den direkten Auswirkungen der Migration ausgenommen war. Nahezu jeder hörte zu irgend einem Zeitpunkt aus erster Hand von Auswanderungsvorhaben und erfolgten Migrationen. Dennoch zeigen die Ergebnisse dieser Arbeit, dass die Auswirkungen der Migration keineswegs als alltäglich zu bezeichnen waren. Auch wenn in diesem Zusammenhang viele Fragen beispielsweise nach Erlebnissen des Misserfolgs offen bleiben, offenbart sich doch die große Herausforderung, der sich die Auswanderer gegenüber sahen.

Es ist davon auszugehen, dass zwei Faktoren wesentlich zur Verarbeitung des Ortswechsels beitrugen und dadurch auch die Eingewöhnung in die neue Umgebung unterstützten. Zum einen zeigt sich, dass der Kontakt zur Familie insbesondere in Krisensituationen wie Todesfällen oder zu besonderen Anlässen wie Hochzeiten gesucht wurde. Viele Auswanderer erhielten aber auch eine regelmäßige Kommunikation aufrecht, die zwar nicht unbedingt oft, aber doch mitunter sehr herzlich geführt wurde. Dies ist insbesondere bemerkenswert, da Portokosten zu Beginn des untersuchten Zeitraumes die Finanzen schlechter Verdienender noch durchaus stark belasten konnten.<sup>298</sup> Der zweite Faktor, der zur Erleichterung der Migrationserfahrung beitrug, war die Einbindung in soziale Netzwerke. Die Frage, wie diese beiden Faktoren auf das Sicherheitsempfinden und die psychologische Stabilität der Auswanderer einwirkten, konnte nicht zuverlässig geklärt werden. Es ließen sich allerdings Argumente finden, wonach neben den in der Migrationsforschung häufig erwähnten Netzwerken auch die durch den Atlantik getrennten Familien eine wichtige Rolle spielten. Wenn auch die Faktoren für diesen Anpassungsprozess schwer zu bestimmen sind, so lässt sich doch ein weitestgehend erfolgreicher Verlauf der meisten Migrationen attestieren. Auch die Dunkelziffer der gescheiterten Auswanderungsunternehmen kann den positiven Grundtenor der meisten Auswandererbriefe nicht negieren.<sup>299</sup>

---

<sup>298</sup> Helbich (Ed.), Briefe, S. 31, Anm. 2.

<sup>299</sup> Vgl. Kamphoefner, Westfalen, S. 171.

Die grundlegenden Überlegungen, die bezüglich des Heimatbegriffs in dieser Arbeit vorgenommen wurden, lassen darauf schließen, dass es den Auswanderern durchaus möglich war, nachhaltig in der Neuen Welt Fuß zu fassen. Trotz mitunter starker familiärer Bande zeichnete sich auf lange Sicht ein Prozess der Beheimatung der Einwanderer in ihrer neuen Umgebung ab, dessen Anfang sich in den Auswandererbriefen widerspiegelt. Es wurden Belege in den Quellen gefunden, die darauf hinweisen, dass sich die Auswanderer eine neue Heimat erschlossen ohne radikal mit der ‚alten‘ zu brechen. Der starke Kontakt zu den Familien in Kombination mit einer grundlegenden Zufriedenheit legt die Vermutung nahe, dass in Bezug auf Heimat nicht von einer vollständigen Exklusivität dieses Phänomens ausgegangen werden kann. Dies gilt für den gemeinhin als Heimat bezeichneten Geburtsort genauso wie für eine neu gewonnene Heimat.

Die Möglichkeiten des Quellenkorpus konnten durch diese Arbeit nicht ausgeschöpft werden. Im Verlaufe dieser Untersuchung zeichnete sich ab, dass die Briefe in bezug auf einige hier nur beiläufig beachtete Themen durchaus erfolgversprechend analysiert werden könnten. Hier ist insbesondere die Religiosität der Migranten aus Ostwestfalen zu nennen, die ein permanent begleitendes Moment der transatlantischen Kommunikation darstellt.<sup>300</sup> Auch Fragestellungen nach geschlechtsspezifischen Aspekten sind in Anbetracht der immerhin etwa 25 Prozent Auswanderinnen unter den Briefautoren möglich.<sup>301</sup>

Schließlich wurden in dieser Arbeit einige Aspekte Ostwestfälischer Auswanderung nur beiläufig beschrieben, die besonders für die politischen und ökonomischen Auswirkungen der Auswanderung interessant sind. Trotz des Versuches, den Blick auf die Auswanderung als Ganzes zu richten, wurden ferner zahlreiche Themen als nachrangig betrachtet, die sich vornehmlich auf das Herkunftsland bezogen. Hier sind beispielsweise die bürokratischen und legislativen Komponenten der Auswanderung, sowie die Rolle der Auswanderungsagenten zu nennen. Diese Auswahl gründet in der Absicht, die Wahrnehmung der Auswanderungserfahrung durch die Migranten selbst zu beschreiben, die einer sehr individuellen Sicht entspricht und sich oft erst im Zielland beobachten lässt.

---

<sup>300</sup> Wie wichtig die Religion im dörflichen Leben Ostwestfalens war, beschreibt Beck, Protestanten, S.41 - 58, vgl. auch Mai, Bemühungen.

<sup>301</sup> Diese korrespondieren mit den Zahlen für die Verteilung der Geschlechter in Niermann.

Die Frage nach dem Charakter der Auswanderer wird in der historischen Forschungsliteratur oft im Zusammenhang mit der Frage nach den ökonomischen Auswirkungen der Migration auf Herkunfts- und Zielland diskutiert. So stellt sich in bezug auf Europa zum einen die Frage, ob die Auswanderung in den Jahrzehnten nach 1848 als eine Art ‚Sicherheitsventil‘ für den sozialen Druck in den Quellregionen der Auswanderung fungierte.<sup>302</sup> Diese These erscheint durchaus plausibel und erhält durch die Analyse der Auswandererbriefe eine zusätzliche Bestätigung. Wie gezeigt wurde, erhielt die Entscheidung zur Auswanderung durch den Vergleich mit der Lebenssituation in Deutschland ausgesprochen häufig nachträgliche Bestätigung. Der Ursprung des positiven Urteils über die neue Lebenssituation war allerdings deutlich eher in wirtschaftlichen als in politischen Unterschieden wie der Meinungsfreiheit zu sehen. Es ist schwer zu glauben, dass die große Zahl von Auswanderern im Falle ihres Verbleibens in den Herkunftsgebieten die Situation in Europa nicht verschärft hätten.

Eine weitere Diskussion beschäftigt sich mit der Frage, ob der Typus des Auswanderers eher von einem progressiven Pioniergeist oder der Angst vor Veränderung in der Herkunftsregion gezeichnet war.<sup>303</sup> Die Briefe geben eine vielschichtige Antwort auf diese Frage, stärken allerdings eher den Eindruck, dass die Auswanderer grundsätzlich dem Neuen gegenüber aufgeschlossen waren. Zwar ist den Auswanderernetzwerken ein potentiell konservativer Effekt zu unterstellen und tatsächlich hielt sich der integrative Faktor dörflicher Identität bis zu einem gewissen Grad. Allerdings ist seitens der Migranten eher selten ein Aufbäumen gegen die neuen Lebensumstände zu spüren. In der Regel akzeptierten die Auswanderer, dass sich das Leben in Amerika in vielen Bereichen von dem in Deutschland unterschied. Der bereits erwähnte häufige Vergleich der Länder zugunsten der USA und vor allem das Gefühl, für die aus Deutschland gewohnte harte Arbeit in Amerika einen gerechten Gewinn zu erzielen, müssen sich positiv auf die Moral der Migranten ausgewirkt haben.

Insbesondere auf die westfälischen Auswanderer mit ihrer landwirtschaftlich geprägten Grundhaltung trifft die Feststellung von Klaus J. Bade zu, dass es sich bei

---

<sup>302</sup> Vgl. Bade, Europa, S. 168 und Hansen, Christine, Die deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert – ein Mittel zur Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme?, in: Moltmann, Deutsche Amerika- auswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge, Stuttgart, 1976, S. 8 - 61.

<sup>303</sup> Kamphoefner, Westfalen, S. 19, vergleiche dazu auch ebd., S. 166 und Bade, Europa, S. 150.

Migranten in der Regel nicht um „*Global Players*“ handelt.<sup>304</sup> Für viele westfälische Auswanderer bestand die Welt im wesentlichen aus dem Dorf, das sie verließen und dessen näherer Umgebung sowie einem etwas weitläufigeren Äquivalent dessen auf der amerikanischen Seite. Ergänzt wurden diese Pole durch häufig durchlaufene Wegmarken in Form von Zwischenaufenthalten in Städten, bevor sich die Einwanderer auf Farmen oder in Kleinstädten endgültig niederließen. Hinzu kamen Bekanntkreise jenseits des Atlantiks, über die trotz oftmals jahrzehntelanger Trennung Auskunft gefordert und erteilt wurde; sowohl durch die Auswanderer als auch durch ihre in Deutschland lebenden Angehörigen.

Darüber hinaus zeigt sich hierdurch, dass die Emigranten sich weiterhin als Teil der transatlantisch geteilten Familie sahen. Auswanderer und ihre Familien erteilten sich gegenseitig Ratschläge in wichtigen Lebensfragen, sie unterstützten sich moralisch in schweren Zeiten und drückten einander ihr Mitleid aus. Es wurden Besuche über den Atlantik hinweg bedacht, geplant und auch durchgeführt, auch wenn die Auswanderer, die offenbar oft eine neue Heimat gefunden hatten, sich selten zu einer dauerhaften Rückkehr entschlossen. Schließlich fühlten sich viele Mitglieder dieser geteilten Familien weiterhin für die nach der Migration weitestgehend aus dem Alltag verschwundenen Angehörigen verantwortlich. Stellvertretend für zahlreiche Bemerkungen dieser Art stehe hier der Schluss des bereits zu Beginn dieser Arbeit zitierten Briefes von Margarethe Winkelmeier:

„Liebe Wilhelmie, wie ist das mit dir? Du kanst woll garnicht mer schreiben. Probiere mal und schreib mir rech vill von meinen Vater und die beiden Mätgens, op die auch schon spinnen müßen und vonn euch alle. Hir mit will ich schliesen und tuh euch vielmals Grüßen(...). Ich verbleibe eure getreue Tochter und Schwester.“<sup>305</sup>

---

<sup>304</sup> Bade, *Europa*, S. 164f.

<sup>305</sup> Margarethe Winkelmeier am 6.12.1870, Band I, S. 71.

## VII. Literaturverzeichnis und Anhang

### Briefeditionen und andere Quellen:

- Helbich, Wolfgang, "Alle Menschen sind dort gleich...". Die Deutsche Amerika-Auswanderung im 19. Und 20. Jahrhundert, Düsseldorf 1988
- Helbich, Wolfgang (Ed.), "Amerika ist ein freies Land...". Auswanderer schreiben nach Deutschland, Darmstadt 1985
- Helbich, Wolfgang (Ed.), Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830 - 1930, München 1988
- Helbich, Wolfgang und Walter D. Kamphoefner (Ed.), Deutsche im amerikanischen Bürgerkrieg. Briefe von Front und Farm 1861 - 1865, Paderborn 2002
- Kammeier, Heinz Ulrich, "So besint euch doch nicht lange und kommt herrueber ...". Briefe von Amerikaauswanderern aus d. Kreis Lübbecke aus 2 Jahrhunderten, Lübbecke o.J. (Band I)
- Kammeier, Heinz Ulrich, "Ich muss mir aergern, das ich nicht ehr uebern Grossen Ozean gegangen bin". Auswanderer aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung berichten aus Amerika, Espelkamp 1988 (Band II)
- Kammeier, Heinz Ulrich, "Halleluja, jetzt sehen wir Amerika". Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1836 - 1889, Espelkamp 1994 (Band III)
- Kammeier, Heinz Ulrich, "Ach, wie schön ist es in diesem gelobten Amerika". Auswandererbriefe aus dem Kreis Lübbecke und Umgebung 1890 - 1952, Espelkamp 1995 (Band IV)
- Kleine Missionsharfe im Kirchen- und Volkston für festliche und außerfestliche Kreise. Ein Teil des Ertrages für die Missionen, Gütersloh 1925
- Niermann, Wilhelm, Stewede Emigrant Database, Version 2.1.2, Löhne 2001 (EDV-Datenbank auf CD, hergestellt von Software Studio Labitzke)
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm, Auswanderungs-Katechismus. E. Ratgeber für Auswanderer, besonders für diejenigen, welche nach Nordamerika auswandern wollen, Bern 1988

## Literatur:

- Aengenvoort, Anne, Migration - Siedlungsbildung - Akkulturation. Die Auswanderung Nordwestdeutscher nach Ohio, 1830 - 1914, Stuttgart 1999
  
- Applegate, Celia, A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat, Berkeley, 1990
  
- Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985
  
- Assion, Peter, Abschied, Überfahrt und Ankunft. Zur brauchtümlichen Bewältigung des Auswanderungsverlaufs in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 125 - 150
  
- Bade, Klaus J., Population, Labour and Migration in 19th and 20<sup>th</sup>-Century Germany, Leamington Spa 1987
  
- Bade, Klaus J. (Ed.), Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992
  
- Bade, Klaus J., Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2000
  
- Bade, Klaus J. (Ed.), Themenheft Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter. Vorträge auf dem Deutschen Historikertag in Halle a. d. Saale, 11. September 2002, Osnabrück 2002
  
- Baines, Dudley, Emigration from Europe 1815 – 1930, Houndmills 1991
  
- Bartolosch, Thomas A., Auswandererbriefe als Quellen für den Assimilationprozeß deutscher Amerikaeinwanderer, in: Nassauische Annalen 100 (1989), S. 197 - 212
  
- Beck, Wolfhart, Westfälische Protestanten auf dem Weg in die Moderne. Die evangelischen Gemeinden des Kirchenkreises Lübbecke zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik, Paderborn 2002
  
- Belschner, Wilfried, Wem gehört die Heimat?. Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995
  
- Belschner, Wilfried, Anmerkungen zum Heimatbegriff, in: Belschner, Wilfried, Wem gehört die Heimat?. Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995, S. 95 - 106

- Bölsker-Schlicht, Franz, Die Hollandgängerei im Osnabrücker Land und im Emsland. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterwanderung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Sögel 1987
  
- Brattne, Berit und Sune Åkerman, The Importance of the Transport Sector for Mass Emigration, in: Runblom, Harald und Hans Norman (Ed.), From Sweden to America. A History of the Migration, Minneapolis 1976, S. 176 - 200
  
- Brettell, Caroline B. und James F. Hollifield (Ed.), Migration theory. Talking across disciplines, New York 2000
  
- Bretting, Agnes, Soziale Probleme deutscher Einwanderer in New York City 1800 - 1860, Wiesbaden 1981
  
- Bretting, Agnes und Hartmut Bickelmann, Auswanderungsagenturen und Auswanderungsvereine im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991
  
- Cropley, Arthur, u. a., Forming the Decision to Emigrate; some Recent German Experience, in: Australian Journal of Politics and History 32 (1986), Nr. 1, S. 52 - 62
  
- Diner, Hasia R. History and the Study of Immigration. Narratives of the Particular, in: Brettell, Caroline B. und James F. Hollifield (Ed.), Migration theory. Talking across disciplines, New York 2000, S. 27 - 42
  
- Doerries, Reinhard R., Iren und Deutsche in der Neuen Welt. Akkulturationsprozesse in der amerikanischen Gesellschaft im späten neunzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1986
  
- Doerries, Reinhard R., German Transatlantic Migration from the Early Nineteenth Century to the Outbreak of World War II, in: Bade, Klaus J., Population, Labour and Migration in 19th and 20<sup>th</sup>-Century Germany, Leamington Spa 1987
  
- Emmer, Pieter C., Migration und Expansion vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum europäischen Massenexodus in: Bade, Klaus J. (Ed.), Themenheft Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter. Vorträge auf dem Deutschen Historikertag in Halle a. d. Saale, 11. September 2002, Osnabrück 2002, S. 91 - 106
  
- Engelsing, Rolf, Bremen als Auswandererhafen 1683 - 1880, Bremen 1961
  
- Gelberg, Birgit, Auswanderung nach Übersee. Soziale Probleme der Auswanderungsbeförderung in Hamburg und Bremen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hamburg 1973

- Görisch, Stephan, Die gedruckten „Ratgeber“ für Auswanderer. Zur Produktion und Typologie eines literarischen Genres, in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 51 - 70
  
- Grether, Andreas und Sabine Scheuermann, Rückwanderung aus Amerika. Zum Problem der Rückkehr aus der Fremde, in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 215 - 220
  
- Greverus, Ina-Maria, Der territoriale Mensch. Ein literatur-anthropologischer Versuch zum Heimatphänomen, Frankfurt a. M, 1972
  
- Handlin, Oscar, The Uprooted. From the Old World to the New, London 1953
  
- Hansen, Christine, Die deutsche Auswanderung im 19. Jahrhundert – ein Mittel zur Lösung sozialer und sozialpolitischer Probleme?, in: Moltmann, Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Beiträge, Stuttgart, 1976, S. 8 - 61
  
- Hansen, Marcus Lee, The Immigrant in American History, Cambridge (Ma) 1948
  
- Hochbruck, Wolfgang (Ed.), Achtundvierziger / Forty-Eighters. Die Deutschen Revolutionen von 1848 - 49, die Vereinigten Staaten und der amerikanische Bürgerkrieg, Münster 2000
  
- Hoerder, Dirk (Ed.), People in transit. German migrations in comparative perspective, 1830 - 1930, Cambridge 1995
  
- Hoerder, Dirk und Leslie Page Moch (Ed.), European migrants. Global and local perspectives, Boston, Mass. 1996
  
- Hoerder, Dirk, Migration in the Atlantic Economies: Regional European Origins and Worldwide Expansion, in: Hoerder, Dirk und Leslie Page Moch (Ed.), European migrants. Global and local perspectives, Boston, Mass. 1996
  
- Hoerder, Dirk, Europäische Migrationsgeschichte und Weltgeschichte der Migration: Epochenzäsuren und Methodenprobleme, in: Bade, Klaus J. (Ed.), Themenheft Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter. Vorträge auf dem Deutschen Historikertag in Halle a. d. Saale, 11. September 2002, Osnabrück 2002, S. 135 – 168
  
- Hormuth, Stefan E., The ecology of the self. Relocation and self-concept change, Cambridge 1990

- Just, Michael, Auswanderung und Schiffahrtsinteressen, Stuttgart 1992
  
- Kammeier, Heinz Ulrich, Deutsche Amerikaauswanderung aus dem Altkreis Lübbecke in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Münster 1983
  
- Kammeier, Heinz Ulrich, Aspekte der Amerika-Auswanderung aus den ehemaligen Ämtern Levern und Gehlenbeck zwischen 1850 und 1860, in: MMG 59 (1987), Minden 1987, S. 91 - 102
  
- Kamphoefner, Walter D. Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert, Münster 1982
  
- Kamphoefner, Walter D., The Volume and Composition of German-American Return Migration, in: Vecoli, Rudolph J. and Suzanne M. Sinke, A Century of European Migrations, 1830 - 1930, Urbana 1991, S. 293 - 311
  
- Kemper, Jens, The Emigrant Ships and the Irish Female Journey in the late nineteenth Century, Maynooth 2002 (unveröffentlicht)
  
- Köllmann, Wolfgang, Bevölkerungsgeschichte 1800 - 1970, in: Aubin, Hermann und Wolfgang Zorn (Ed.), Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 2, Stuttgart 1976, S. 9 - 50
  
- Kraut, Alan M., The Huddled Masses. The Immigrant in American Society, 1880 - 1921, Arlington Heights 1982
  
- Langewiesche, Dieter und Friedrich Lenger, Internal Migration: Persistence and Mobility, in: Bade, Klaus J., Population, Labour and Migration in 19th and 20<sup>th</sup>-Century Germany, Leamington Spa 1987, S. 87 – 100
  
- Lucassen, Jan und Leo Lucassen (Ed.), Migration, Migration History, History. Old Paradigms and New Perspectives, Bern 1997
  
- Mai, Gottfried, Die Bemühungen der evangelischen Kirche um die deutschen Auswanderer nach Nordamerika (1815 - 1914), Hamburg 1971
  
- Marschalck, Peter, Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung, Stuttgart 1973
  
- Mesenhöller, Peter, Der Auswandererbrief. Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß, in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 111 - 124

- Mikoletzky, Juliane, Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur, Tübingen 1998
  
- Mitzscherlich, Beate, "Heimat ist etwas, was ich mache". Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung, Pfaffenweiler 1997
  
- Moch, Leslie Page, The European Perspective: Changing Conditions and Multiple Migrations, 1750 – 1914, in: Hoerder, Dirk und Leslie Page Moch (Ed.), European migrants. Global and local perspectives, Boston, Mass. 1996, S. 115 - 140
  
- Moltmann, Günter (Ed.), Deutsche Amerikaauswanderung im 19. Jahrhundert. sozialgeschichtliche Beiträge, Stuttgart 1976
  
- Moltmann, Günter, Auswanderungsforschung als interdisziplinäre Aufgabe, in: Assion, Peter (Ed.), Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung, Marburg 1985, S. 9 - 18
  
- Nugent, Walter, Crossings. The great transatlantic migrations, 1870 - 1914, Bloomington 1992
  
- Nugent, Walter, Migration from the German and Austro-Hungarian Empires to North America, in: Cohen, Robin (Ed.), The Cambridge survey of world migration, Cambridge 1995, S. 103 – 108
  
- Pötscher, Susanne, Das Phänomen Heimat. Ein interdisziplinäres Forschungsfeld, Wien 1990
  
- Rauschenbach, Brigitte, Nun Ade, du mein lieb Heimatland. Überlegungen zur Heimat als Grenzbegriff, in: Belschner, Wilfried, Wem gehört die Heimat. Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen, Opladen 1995, S. 69 - 80
  
- Riechmann, Wolfgang, "Vivat Amerika". Auswanderung aus dem Kreis Minden; 1816 - 1933, Minden 1993
  
- Rost, Ellen u.a. (Ed.), Auf nach Amerika. Zur Amerika-Auswanderung aus dem Paderborner Land, Paderborn 1994
  
- Runblom, Harald und Hans Norman (Ed.), From Sweden to America. A History of the Migration, Minneapolis 1976
  
- Schumann, Andreas, Heimat denken. Regionales Bewußtsein in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1815 und 1914, Köln 2002

- Struve, Walter, Die Republik Texas, Bremen und das Hildesheimische. E. Beitr. zur Geschichte von Auswanderung, Handel u. gesellschaftl. Wandel im 19. Jh., Hildesheim 1983
  
- Thistlethwaite, Frank, Migration from Europe Overseas in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: Vecoli, Rudolph J. and Suzanne M. Sinke, A Century of European Migrations, 1830 - 1930, Urbana 1960 / 1991, S. 17-57
  
- Waldenfels, Bernhard, Heimat in der Fremde in: Führ, Eduard, Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff, Wiesbaden 1985, S. 33 - 41
  
- Walker, Mack, Germany and the emigration 1816 - 1885, Cambridge (Ma) 1964
  
- Wilde, Hanna, Unruhen in den Kreisen Minden und Lübbecke im Revolutionsjahr 1848, in: MMG 69 (1998), Minden 1997, S. 7 - 45
  
- Yans-McLaughlin, Virginia, Immigration reconsidered. History, sociology, and politics, New York 1990
  
- Yans-McLaughlin, Virginia, Metaphors of Self in History: Subjectivity, Orla Narrative, and Immigration Studies, in: Yans-McLaughlin, Virginia, Immigration reconsidered. History, sociology, and politics, New York 1990, S. 254 - 290
  
- Woinowitsch, Wladimir, Heimat im Exil?, in: Zehetmaier, Hans u.a. (Ed.), Heimat heute, Rosenheim 1989, S. 139 - 147

## Verzeichnis des Anhangs:

1. Fragebögen für die Bearbeitung der Auswandererbriefe
2. Relative Auswanderung aus Deutschland von 1820 - 1914
3. Die Emigration 14 bis 23-jährige Männer vor dem Hintergrund der Gesamtmigration aus Stemwede
4. Alter der gesamten Stemweder Auswanderer und Alter der Auswanderinnen
5. Westfälische Amerikaauswanderung und Auswanderung in das Ruhrgebiet
6. Herkunftsorte der Briefautoren in Ostwestfalen
7. Zielorte der Briefautoren in den USA
8. Entstehung der Briefe in Jahren nach der Auswanderung
9. Jahreszeiten/ Monate der Entstehung der Auswandererbriefe

# Anhang 1a: Fragebogen für die Bearbeitung der Auswandererbriefe, Seite 1

(Für eine Diskussion des Fragebogens vgl. Kapitel II.5.)

|   |          |                     |   |
|---|----------|---------------------|---|
| Name<br><div style="text-align: right; margin-top: 5px;">*    +</div> | Ort      | Geschl.             | Alter<br>1. Brief                             |
| Zielort   | Beruf    | Rückwan-<br>derung? | Alter<br>Ausw.                                |
| Briefe an   | Zeitraum | Anzahl              | Besuch in Dt.<br>Mitgewandert<br>Ausgewandert |

**Verteilung** X = abgedruckter Brief O = unveröffentlichter oder verschollener Brief

= Rückwanderung oder Besuch   
  = Bezug auf Brief / Gegenrichtung   
 A = Auswanderungsjahr    + = Todesjahr

|  |                |
|--|----------------|
| Welche Äußerungen werden zu <b>Heimat</b> gemacht? | Bereich Nation |
|--|----------------|

In welcher Situation befindet sich **die Familie**, wie ist sie strukturiert?

Was wird zu der Zeit **vor der Auswanderung** und deren **Verlauf** gesagt?

Anhang 1b: Fragebogen für die Bearbeitung der Auswandererbriefe, Seite 2

Briefserie von

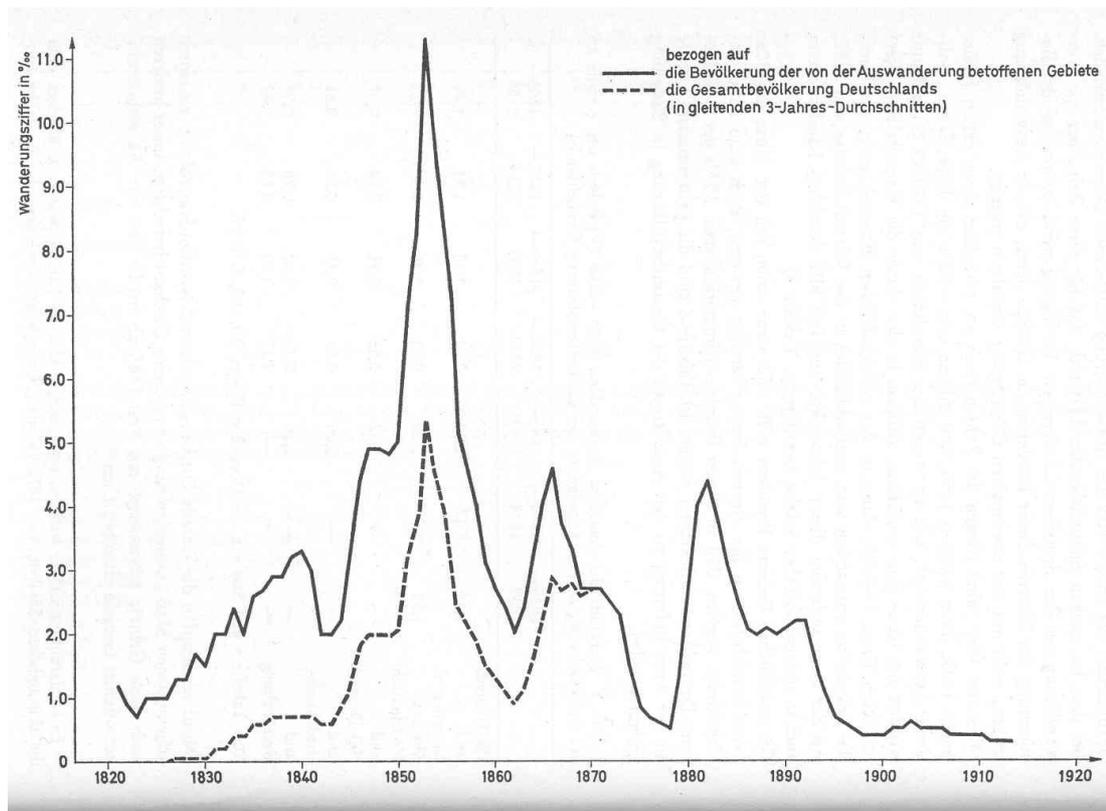
Wann finden sich welche **Anglizismen**, wie ist die **Sprache allgemein**?

Was wird über **andere Deutsche** / **Netzwerke** gesagt?

Wie **sicher und erfolgreich** fühlt sich der Autor?

Was wird von der **Zukunft** erhofft oder befürchtet?

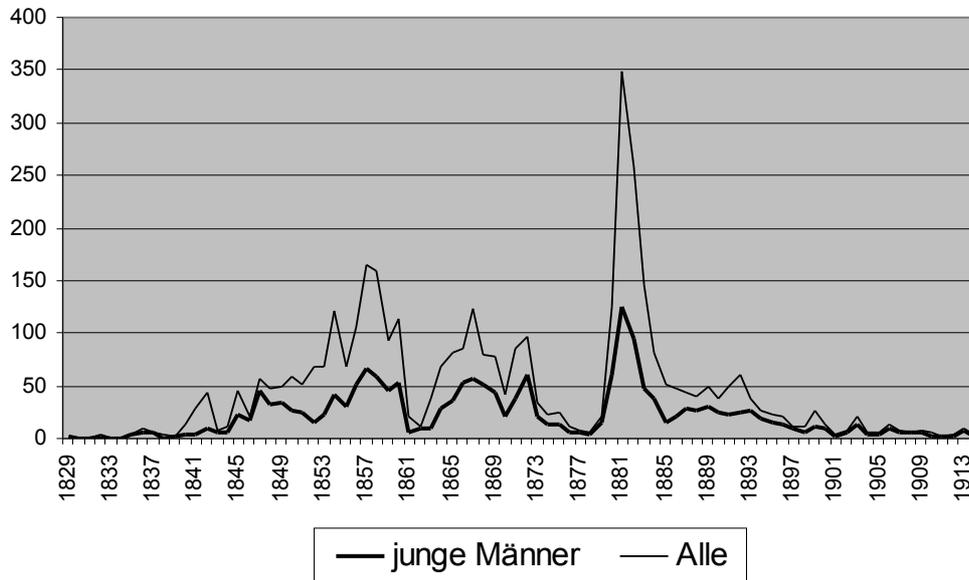
## Anhang 2: Relative Auswanderung aus Deutschland von 1820 – 1914



aus: Marschalck, Peter, Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung, Stuttgart 1973, S. 40

### Anhang 3: Die Emigration **14 bis 23-jährige Männer** vor dem Hintergrund der Gesamtmigration aus Stemwede (absolut)

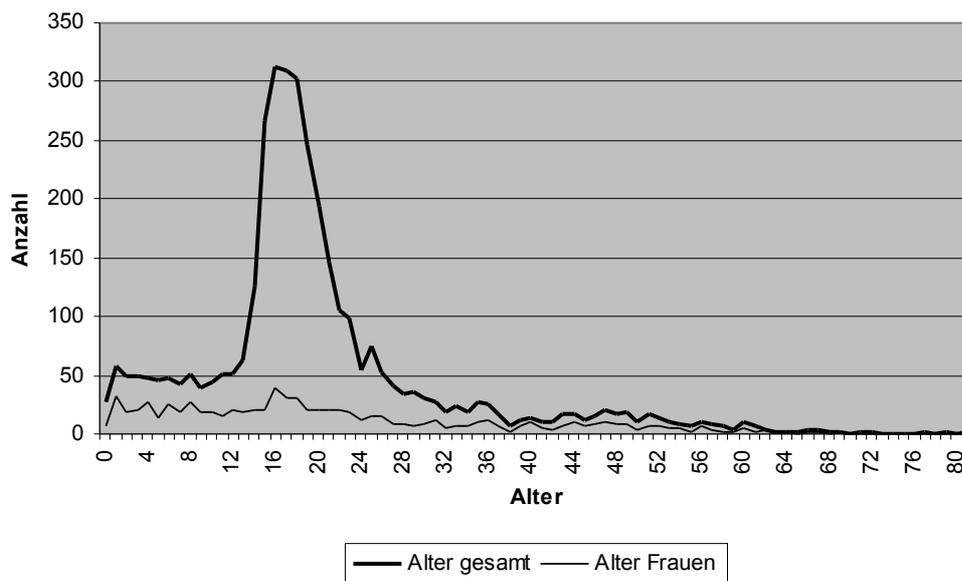
(Es zeigt sich neben den klar erkennbaren Auswanderungswellen, vgl. Anhang 2, dass die jungen Männer im gesamten Beobachtungszeitraum einen starken Anteil an der Auswandererzahl hatten, die Differenz zur Gesamtmigration im Hintergrund ist im Wesentlichen mit auswandernden Familien gleichzusetzen. Vgl. dazu Kap. II.2 und Kap. V.4, S. 86.)



Quelle: Niermann, Wilhelm, Stemwede Emigrant Database, Version 2.1.2, Löhne 2001

### Anhang 4: **Alter der gesamten Stemweder Auswanderer** und Alter der Auswanderinnen

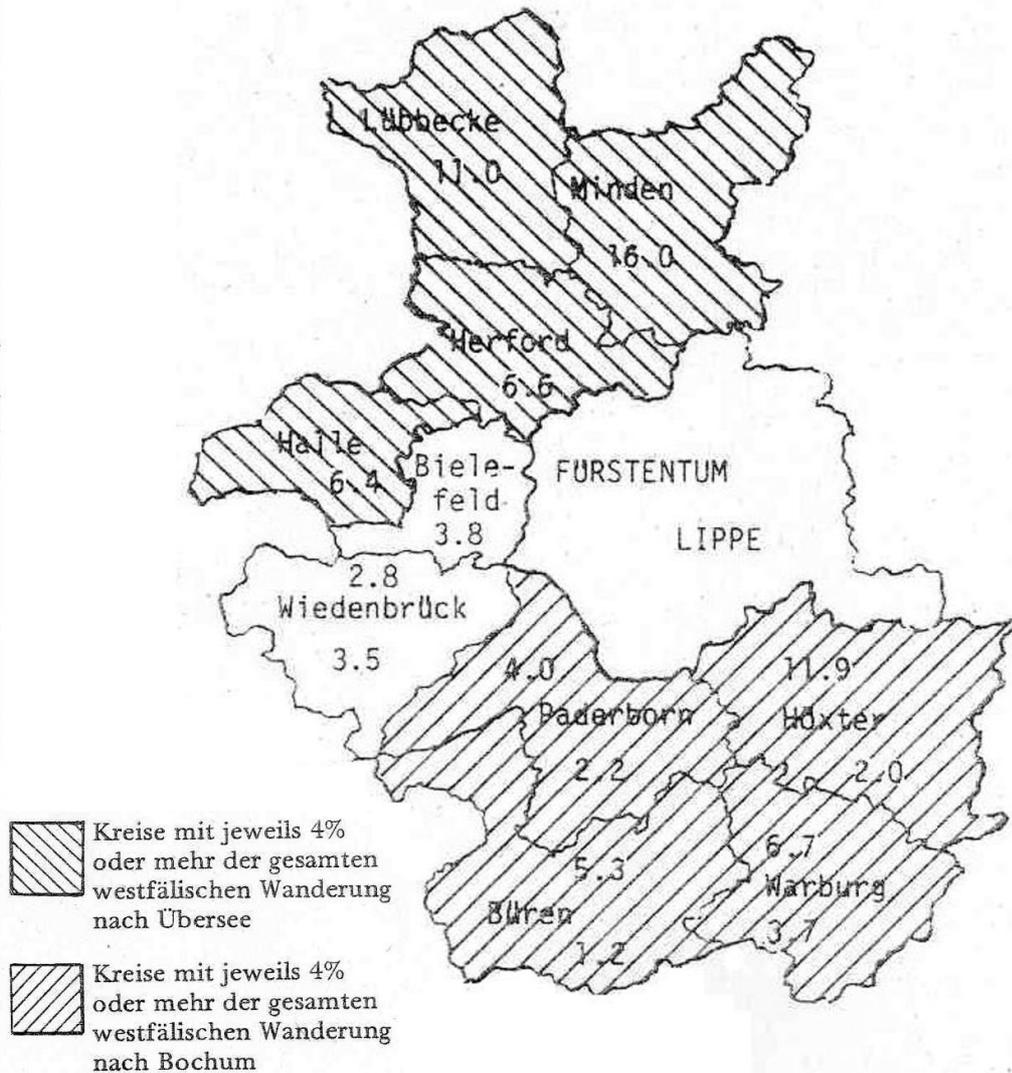
(Die Anzahl der weiblichen Migrantinnen entspricht dem Flächeninhalt unter der dünnen Linie, nach Alter geordnet, der Bereich darüber bis zur dicken Linie entspricht den männlichen Auswanderern. Die Dominanz junger Männer in der Altersstruktur ist unverkennbar. Vgl. Kap. II.2.)



Quelle: Niermann, Wilhelm, Stemwede Emigrant Database, Version 2.1.2, Löhne 2001

## Anhang 5: Anteil der Kreise an der ostwestfälischen Auswanderung nach Bochum<sup>1</sup> und Übersee<sup>2</sup>

(Das Schaubild zeigt klar, dass vor allem aus dem nördlichen Bereich Ostwestfalens Das Ziel der Auswanderung in Übersee lag, während der südliche Teil von Migration in das wirtschaftlich stärkere Ruhrgebiet bestimmt wurde. Vgl. S. 17 und 42.)



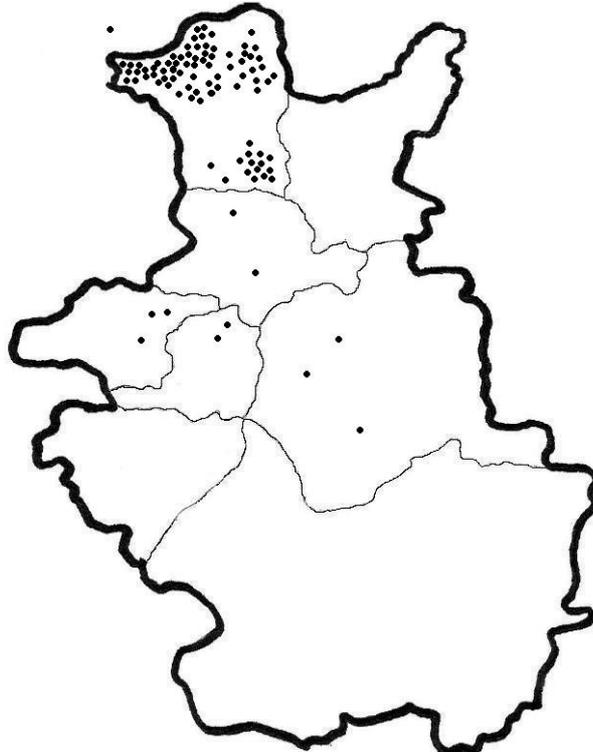
<sup>1</sup> Zahl oberhalb des Kreisnamen. Kreise mit weniger als 2,5% der gesamten Wanderung wurden in der Quelle nicht getrennt aufgeführt, brachten jedoch im Durchschnitt nur jeweils 1,1,% der Wanderung auf. Quelle: David Crew, *Industry and Community: The Social History of a German Town, 1860-1914*, (Manuskript Dissertation, Cornell University, 1975), S. 50.

<sup>2</sup> Zahl unterhalb des Kreisnamen. Berechnet nach Angaben für die Jahre 1862-1871. Quelle: Preussische Statistik, Bd. 26, (1874), S. 304-318.

aus: Kamphoefner, Walter D. *Westfalen in der Neuen Welt. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert*, Münster 1982, S. 42.

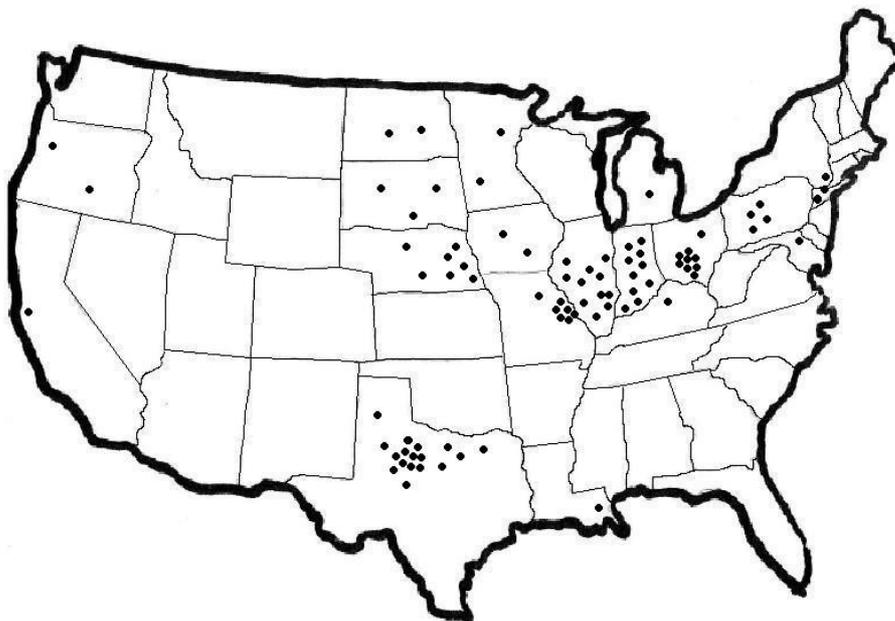
## Anhang 6: Herkunftsorte der Briefautoren in Ostwestfalen

(Die Herkunftsregion der Briefautoren konzentriert sich offenbar auf den Norden des Kreises Lübbecke, besonders die Gemeinde Stemwede und die Städte Rahden und Lübbecke. Dies wirft ein besonderes Licht auf die Auswandererdatenbank Niermanns.)



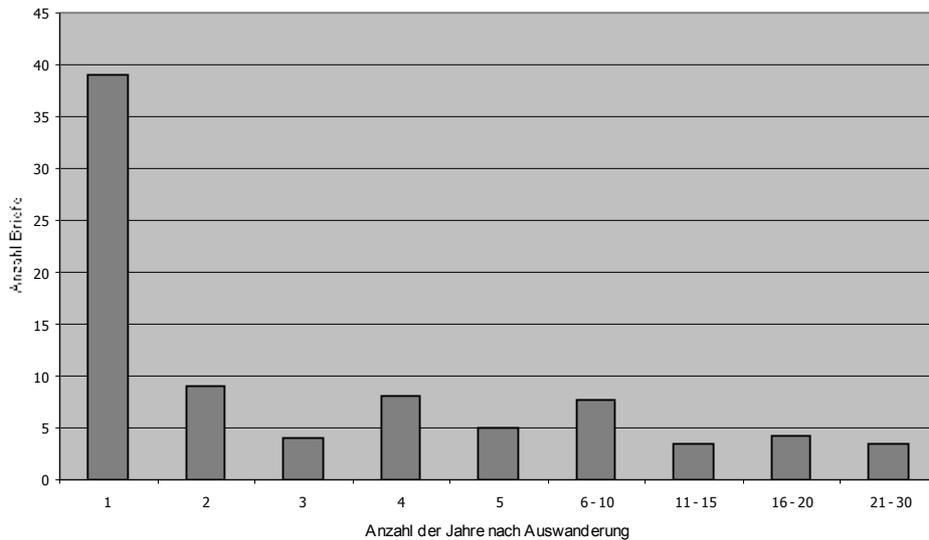
## Anhang 7: Zielorte der Briefautoren in den USA (nicht alle bekannt)

(Eine Vorliebe der Briefautoren für die Emigration in den Mittleren Westen der USA ist offenkundig, einzig eine Anhäufung von Auswanderern in der Stadt Brenham/ Texas bildet hier eine signifikante Ausnahme.)



### Anhang 8: Entstehung der Briefe in Jahren nach der Auswanderung (nach 6 Jahren im jährlichen durchschnitt)

(Auffallend ist hierbei, dass die vorliegenden Briefe in Relation zum Auswanderungsjahr der Autoren in Ihrer Häufigkeit nicht etwa kontinuierlich abfallen, sondern sich bereits im zweiten Jahr bei etwa 5 vorliegenden Briefen einpendeln. Dies kann neben verminderter Schreibtätigkeit der Migranten aber auch an Besonderheiten bei der Erhaltung dieser Briefe liegen, von denen vielleicht besonders die ersten aufgehoben wurden, vgl. S. 80.)



### Anhang 9: Jahreszeiten/ Monate der Entstehung der Auswandererbriefe

(Bemerkenswert sind hier vor allem die zahlreichen Briefe um den Jahreswechsel und Weihnachten herum, sowie die besonders geringe Zahl von Briefen, die im Herbst - zur Erntezeit - verfasst wurden. Vgl. hierzu , vgl. S. 55f.)

